

MITTEILUNGEN

**KULTURFORSCHUNG
GRAUBÜNDEN**

**PERSCRUTAZIUN DA LA CULTURA
GRISCHUNA**

**RICERCA SULLA CULTURA
GRIGIONE**



Kulturforschung Graubünden

Institut für Kulturforschung Graubünden

Das Institut ist eine in Chur domizilierte, unabhängige Forschungsinstitution. Es betreibt und fördert geistes-, sozial- und kulturwissenschaftliche Forschungen mit allgemeinem Bezug zum Alpenraum und besonderer Berücksichtigung von Graubünden und dessen Nachbarregionen.

Verein für Kulturforschung Graubünden

Der Verein wurde 1986 gegründet und umfasst rund 730 Mitglieder (Privatpersonen, Gemeinden, Vereinigungen, Institutionen und Firmen). Sein Ziel ist die Förderung und Vermittlung wissenschaftlicher Arbeiten zu den Bündner Kulturen.

Mitgliedschaft im Verein

Einzelpersonen CHF 30. Paarmitgliedschaft 50. Gemeinden, Vereine, Firmen 100. Jugendliche in Ausbildung gratis. Alle Mitglieder erhalten die «Mitteilungen» jährlich gratis zugesandt.

Anmeldung: Verein für Kulturforschung Graubünden, Reichsgasse 10, CH-7000 Chur, Telefon 081 252 70 39, info@kulturforschung.ch, www.kulturforschung.ch

Jahresabonnement Bündner Monatsblatt

Die seit 1850 erscheinende Zeitschrift bietet der Leserschaft Artikel zur Landesgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Kunst- und Kulturgeschichte, Architektur, Volkskunde und Sachkultur.

Abotarife: Schweiz CHF 60, Mitglieder Verein für Kulturforschung Graubünden oder Bündner Heimatschutz 55, Ausland 70, Einzelheft 16.

INHALT

Editorial	4	Das Schloss Reichenau im Brennpunkt der Geschichte	18
		Projekt Institut	
Eine Fahrt über die Grenze	5		
Mitgliederexkursion		kAltes Eis	21
Verein		Projekt Institut	
Zweitwohnungsbau im Alpenraum	7	Ni talians, ni tudais-chs!	23
Ein cooler Blick auf eine überhitzte Debatte		Projekt, Publikation Institut	
Vortrag Verein			
Mitgliederversammlung	9	Samuele Giovanoli – «Pittore del paradiso»	25
Verein		tra Val Bregaglia e Val Fex	
		Projekt, Publikation Institut	
Einwanderung und Integration im mittleren Alpenraum im 19. und 20. Jahrhundert	10	Publikationen	27
AIGMA-Tagung in Bregenz		Institut	
Tagung Verein			
Normalfall Migration	12	Was ist bloss mit unseren Dialekten los?	28
Wissenschaftsapéro Institut		Projekt Institut	
Walter Leimgruber folgt auf Georges Darms	14	Elvira Glaser – dem Sprachwandel auf der Spur	33
Neuer Vorsitzender des Forschungsrats		Interview	
Institut, Stiftung			
Bürgergemeinden 1874–1974	15	Veranstaltungen 2014	37
Eine Kulturgeschichte der Bündner Gesellschaft		Verein, Institut	
Projekt Institut			



EDITORIAL

Vor vier Jahren durfte ich von Hans Hatz das Präsidium der Stiftung und des Vereins für Kulturforschung Graubünden übernehmen. Ich setzte mir zum Ziel, das Institut weiter zu konsolidieren, den neuen Institutsleiter, Marius Risi, und sein Team in ihrer Arbeit zu unterstützen, für gute Rahmenbedingungen zu kämpfen und den Stock an Vereinsmitgliedern auszubauen. Während dieser Zeit durfte ich mit Hans Hatz, Bernard Cathomas, Andrea Jecklin, Anna-Alice Dazzi, Peter Hemmi, Mathias Picononi und Hans Peter Michel auf ein bewährtes und kompetentes Team im Stiftungsrat zählen.

Der Übergang vom langjährigen Geschäftsführer Georg Jäger zu Marius Risi gestaltete sich ebenso erfreulich wie die Entwicklung des Teams. Erheblich steiniger war der Weg zum neuen kantonalen Hochschul- und Forschungsgesetz. Dank der guten Zusammenarbeit mit Martin Jäger im EKUD, Barbara Gabrielli vom Amt für Kultur und Hans-Peter Märchy vom Amt für Höhere Bildung verfügen wir heute aber über gute Grundlagen, welche die Weiterführung und -entwicklung des Instituts gewährleisten.

Eine der zentralen Aufgaben des Stiftungsrates ist die strategische Positionierung unseres Instituts. Anlässlich einer Klausurtagung im Oktober 2013 hat der Stiftungsrat die Leitplanken für die Zukunft diskutiert und definiert. Er will

noch stärker darauf hinarbeiten, dass Projekte des Instituts Teil der öffentlichen Debatte sind und diese allenfalls sogar prägen. In inhaltlicher Hinsicht sollen nebst der bewährten Erforschung klar abgegrenzter Themenkreise vermehrt auch offenere Perspektiven und Prozesse ins Auge gefasst werden, die sich im weitesten Sinn mit dem gesellschaftlichen Wandel – seinen Brüchen, Konflikten, Impulsen und Chancen – befassen. Dabei wird der Schwerpunkt stärker als bis anhin auf dem Zeitalter der Moderne liegen. Mit dieser Strategie wollen wir uns weiterhin als relevantes ausseruniversitäres Forschungsinstitut positionieren und uns in der Bevölkerung weiter etablieren.

An der kommenden Jahresversammlung vom 13. Juni werde ich mein Präsidium abgeben. Dem Institut und seinem Team wünsche ich weiterhin viele spannende Forschungsarbeiten und viele Interessierte an der wunderbaren und einzigartigen Bündner Kultur! Meinem Nachfolger wünsche ich dieselbe Unterstützung, wie ich sie erfahren durfte. Dem Verein für Kulturforschung Graubünden wünsche ich noch mehr Mitglieder, welche sich über die Forschungsarbeit regelmässig informieren wollen. Letztlich freue ich mich, dass ich weiterhin als Mitglied dem Stiftungsrat angehören darf.

Christian Rathgeb, Präsident



Vorarlberg museum, Bregenz.
Foto: David Halser.

Die Exkursion des Vereins führte 2013 ins benachbarte Ausland, ins österreichische Vorarlberg. Das neu eröffnete vorarlberg museum in Bregenz und die architektonischen Zeugen der jüdischen Vergangenheit von Hohenems waren die Stationen dieser Reise.

EINE FAHRT ÜBER DIE GRENZE

MITGLIEDEREXKURSION

Karin Fuchs | Vorarlberg teilt mit den benachbarten schweizerischen Kantonen St. Gallen und Graubünden eine 107 km lange Grenze. Diejenige zum österreichischen Bundesland Tirol ist rund 40 km weniger lang. Auch sprachlich hat Vorarlberg mehr Gemeinsamkeiten mit den schweizerischen Nachbarn wie mit den Landsleuten: Während das übrige Österreich Teil des bairisch-österreichischen Sprachraums ist, werden in Vorarlberg alemannische Dialekte gesprochen. Gehörte die Region im Frühmittelalter zu Churrätien, blieben die Beziehungen auch später eng; der Süden des Landes war bis 1816 Teil des Bistums Chur. Wirtschaftliche Verbindungen gab es ebenfalls: Ab dem 18. Jahrhundert arbeiteten viele Vorarlberger für schweizerische Textilunternehmer.

Nach der Unabhängigkeitserklärung Österreichs sprachen sich 1919 rund 80% der Vorarlberger dafür aus, sich um eine Aufnahme in die Schweiz zu bemühen, ein Ansinnen, das nicht durchgesetzt werden konnte und Vorarlberg den Spitznamen «Kanton Übrig» bescherte. Die topographischen, sprachlichen und historischen Bezüge wären allein schon Grund genug, der benachbarten Region einen Besuch abzustatten.

Gelungene Ausstellungen in gelungenem Gebäude

Aktueller Anlass für die Reise nach Bregenz bot die Einladung von Museumsdirektor Dr. Andreas Rudigier, das vor kurzem neu eröffnete Landesmuseum zu besuchen. Das Museum vermochte architektonisch wie auch von den Ausstellungen her zu begeistern. Gleich neben dem Landestheater und dem 1997 von Peter Zumthor entworfenen Kunsthaus entstand das neue Landesmuseum der Bregenzer Architekten Andreas Cukrowicz und Anton Nachbaur, das geschickt einen Neu- mit einem denkmalgeschützten Altbau verbindet. Die Hauptfassade mit dem Eingangsbereich öffnet sich auf den ebenfalls neu gestalteten Kornmarkt, ein Platz, der eine frische Urbanität ausstrahlt und mit verschiedenen Cafés zum Bleiben verlockt. Die Fassaden des Neubaus sind gleichzeitig Kunstwerk: Geometrisch raffiniert verteilt bilden unzählige Abgüsse von PET-Flaschenböden eine verspielte Oberfläche mit floraler Wirkung.

Spannend gestalten sich auch die Innenräume des Museumsbaus. Im 24 Meter hohen zentralen Atrium sind wie in Treppen und Gängen die Naturmaterialien Eiche und Lehmputz vorherrschend. Sitzen und Schauen ist Programm im schwarz ausgekleideten Panoramasaal, der auf einer Breite von 14 Metern einen weiten Blick auf den Bodensee freigibt.



Das Schaulager des vorarlberg museum.
Foto: David Halser.

Das Museum bietet ein breites Angebot an Dauer- und Wechselausstellungen: Im Schaulager werden in Vitrinen, Schubladen und Zugschränken Objekte aus der Sammlung alphabetisch präsentiert, von Stichen der Künstlerin Angelika Kauffmann bis zu einer Schwertknaufsammlung. Eine thematisch angeordnete historische Schau präsentiert die Geschichte Vorarlbergs. Der Hörparcours «Sein und Mein» verleiht verschiedenen Menschen eine Stimme und gibt einen akustischen Einblick in vorarlbergische Lebenswelten.

An Kinder und Jugendliche wurde bei der Konzeption der Ausstellung über das Gräberfeld von Brigantium gedacht: Hier kann geraten, getüftelt und sortiert werden, die Auseinandersetzung mit der Zeit der Römer und mit der archäologischen Forschung ist spannend und kurzweilig.

Viel fürs Auge bot die temporäre Ausstellung «Lustenau Lagos African Lace» über die Handelsbeziehungen von Lustenauer Textilbetrieben zum westafrikanischen Land Nigeria, in deren Rahmen die farbenfrohen gestickten Stoffe, sowie die Geschichte dieser Handelsbeziehungen präsentiert wurden.

Jüdische Vergangenheit greifbar gemacht

Die zweite Station der Vorarlberg-Exkursion war die Kleinstadt Hohenems, die vom 17. bis ins 19. Jahrhundert eine grosse jüdische Gemeinde aufwies. Die Grafen von Hohenems siedelten 1617 Juden an, um den Marktflecken wirtschaftlich zu beleben. Als die Juden nach 1867 ihren Wohnort frei wählen durften, wanderten viele in grössere Städte ab. 1935 zählte die Gemeinde noch 16 Mitglieder, die letzten von ihnen wurden nach 1940 deportiert. Erhalten geblieben ist das denkmalgeschützte jüdische Viertel, das bis heute Zeugnis vom Leben der jüdischen Gemeinde ablegt.

Das Jüdische Museum, 1991 in der Villa der Fabrikantenfamilie Heimann-Rosenthal eröffnet, war Motor der Entwicklung von Richtlinien im Umgang mit dem kulturhistorisch bedeutenden Stadtkern von Hohenems. Die 2007 neu gestaltete Ausstellung wurde in Kooperation mit Nachfahren von Hohenemser Juden erarbeitet, die zahlreiche Alltagsgegenstände und persönliche Dokumente zur Verfügung stellten.

Das Museum war auch Ausgangspunkt der Ortsführungen, die einen Einblick in das jüdische Leben und in die Koexistenz der jüdischen und christlichen Kultur vermittelten. Geschichten zu Gebäuden und Strassen veranschaulichten das Leben in der jüdischen Gemeinde: Die ehemaligen «Juden-» und «Christengasse» waren von stattlichen Bürgersitzen, Handelshäusern

und einfacheren Bauten gesäumt. In Wirtshäusern und Krämerläden begegneten sich Juden und Christen. Das ehemalige Armenhaus wurde zum Zeitpunkt unserer Führung gerade als Wohnhaus renoviert. Zentraler Ort war die barocke Synagoge, die nach dem Zweiten Weltkrieg als Feuerwehrhaus diente. Ab 2001 wurde die Synagoge restauriert, der Hauptsaal wird seither für kulturelle Veranstaltungen genutzt. Ein weiterer gut erhaltener Ort des jüdischen Lebens ist der Platz, der vom Schulhaus und im rechten Winkel dazu von der Mikwe, dem 1829 erbauten jüdischen Ritualbad, umrahmt wird. Das 2009 renovierte Gebäude bot spannende Einblicke in die jüdischen Reinigungsrituale, wie sie hier einst gepflegt wurden.

Die jüdische Schule ist ein weiteres Beispiel einer gelungenen Umnutzung: Sie beherbergt heute das Restaurant Moritz, in dem jüdisch inspirierte Speisen angeboten werden. Während des auf der Terrasse des Restaurants eingenommenen Mittagessens hatten die Vereinsmitglieder Gelegenheit, sich über die reichen Eindrücke aus den vielfältigen Ausstellungen auszutauschen und in entspannten Gesprächen alte und neue Bekanntschaften zu pflegen.



Jüdisches Museum Hohenems.
Foto: David Halser.



Celerina. Foto: Roger Sonderegger.

Die aktuellen Diskussionen um den Zweitwohnungsbau sorgen in der Schweiz für anhaltend erhitzte Gemüter. Grund genug für den Verein, einen Kontrapunkt zu den unzähligen medialen Momentaufnahmen zu setzen: Am 20. Juni 2013 sprach der Luzerner Geograf Roger Sonderegger im Churer Brandissaal über die kulturhistorischen, politischen und sozialen Zusammenhänge des Phänomens Zweitwohnung.

ZWEITWOHNUNGSBAU IM ALPENRAUM

EIN COOLER BLICK AUF EINE ÜBERHITZTE DEBATTE

Marius Risi | Der Referent begann seinen Vortrag mit einem vielsagenden Zitat des scharfsichtigen wie streitbaren Berner Tourismusforschers Jost Krippendorf: Es sei schon unheimlich, schrieb dieser 1986, dass die durch den Tourismus verursachte Zersiedelung in den Alpen seit über einem Jahrzehnt intensiv diskutiert und kritisiert werde, ohne die geringsten Auswirkungen auf die Planungs- und Baupraxis hervorzurufen. Tatsächlich hielt dieser Zustand mehr als zwei weitere Jahrzehnte an, befeuert von den Bedürfnissen der mobilen Wohlstandsgesellschaft, der Verbreitung des Stockwerkeigentums, und den ökonomischen Interessen der Baubranche. Erst der «Regionale Richtplan Zweitwohnungsbau», den der Kreis Oberengadin 2008 in Folge einer Volksinitiative erliess, brachte die landesweit ersten gesetzlichen Massnahmen, die das Problem der «Landschaftsfresser» (Krippendorf) in einem überkommunalen Rahmen angingen. Es folgten ein kantonaler Richtplan (2010), die Revision des schweizerischen Raumplanungsgesetzes mit einer Beschränkung der Bauzonen in den Gemeinden (2011–2013) und schliesslich – zur Überraschung fast des ganzen politischen Establishments – die Annahme der nationalen Volksinitiative zur Beschränkung des Zweitwohnungsbaus (wirksam seit 2013). Damit fand das jahrzehntelange Laissez-faire sein Ende in einem Paukenschlag, der im laufenden

Prozess der gesetzlichen Umsetzung in diversen juristischen Scharmützeln weiterhin nachhallt.

Sondereggers Ausführungen waren darauf angelegt, mit kühlem Kopf die grossen Entwicklungslinien aufzuzeigen und die einzelnen Erscheinungen in ihren strukturellen und kulturellen Kontexten zu erfassen. Dazu qualifizierte ihn seine jahrelange Beschäftigung mit der Thematik, die lange vor der öffentlichen Aufregung um Quoten und Definitionen begann. Im Rahmen seiner noch unpublizierten Doktorarbeit trug der 36-jährige, an der Hochschule Luzern dozierende Geograf und Raumplaner umfangreiches Datenmaterial zusammen, das in seiner Gesamtheit wesentliche Aussagen zu Quantität und Qualität des Zweitwohnungsbaus erlaubt. Auf dieser Basis gelang es Sonderegger, überraschende Akzente zu setzen. Zwar bestätigte er insgesamt den Eindruck vom wuchernden Wachstum gerade in den kleinen Bündner oder Walliser Berggemeinden, stellte mit der Tessiner Zweitwohnungshochburg Ascona (50-Prozent-Quote) aber auch ein Paradebeispiel für die jahrzehntelange, kontinuierliche Entwicklung einer inneren Verdichtung vor. Den oftmals ernüchternd geringen Auslastungsziffern hält er die Trends entgegen, die Feriendomizile zunehmend als temporäre Arbeitsplätze oder als Altersresidenzen zu nutzen – mit entsprechend ansteigender Frequentierung.



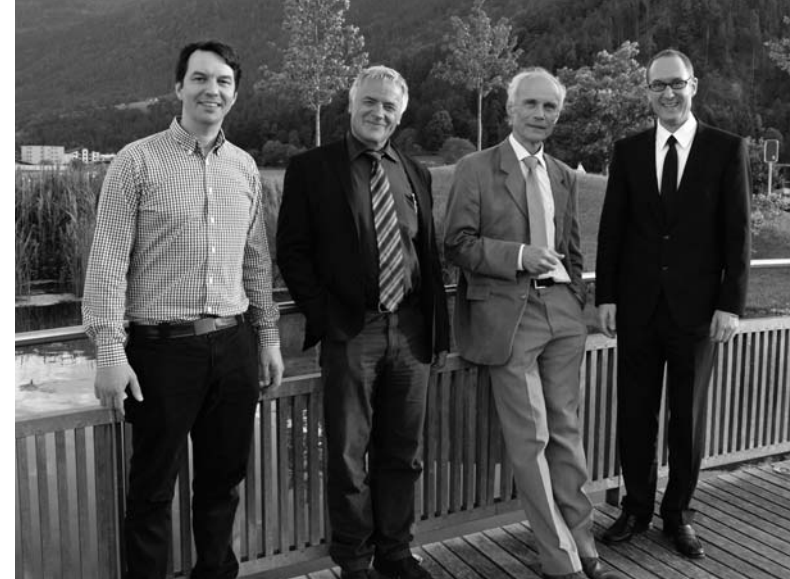
Celerina. Foto: Roger Sonderegger.

Bekräftigung findet die These, dass die Städter ihren Zweitwohnungssitz in den Bergen als eine flexibel und leicht zugängliche, naturnahe Gegenwart zu ihrem urbanen Alltag verstehen; doch ebenso gilt die statistisch untermauerte Feststellung, dass ein beträchtlicher Anteil der Nutzer aus den ländlichen Gebieten des schweizerischen Mittellands kommen.

Die Betrachtungen Sondereggers schlossen den Blick auf den gesamten Alpenraum mit ein, in dem geschätzte zwei Millionen Zweitwohnungseinheiten mit rund acht Millionen Betten stehen. Fast die Hälfte davon befindet sich in rund 300 von alpenweit über 6000 Gemeinden. Dies verweist auf eine ausgeprägte lokale oder regionale Clusterbildung. Generell nehmen Anzahl und Konzentration der Wohnungen von Westen nach Osten kontinuierlich ab, in Korrelation mit den staatlichen Rahmenbedingungen: In den französischen Alpen wurden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ganze Feriendörfer, «stations intégrées», zu Dutzenden neu erstellt. Aufgrund ihrer Randlage innerhalb des Staatsgebiets ist es bis heute nie zu nennenswerten Regulierungen gekommen, weil der Handlungsdruck fehlt. Ganz anders präsentiert sich die Lage in Österreich, Bayern und im Südtirol, wo der Zweitwohnungsbau schon früh gesetzlichen Beschränkungen unterlag. Mittendrin liegt die Konzentration von Zweitwohnungen in der Schweiz. Sie rührt nicht nur von der

lange ungebremsten Bautätigkeit in den Tourismusdestinationen her, sondern auch von der Abwanderung aus peripheren Tälern und der damit verbundenen Umwandlung eines Eigenheims zum Ferienhaus.

In naher Zukunft sieht Sonderegger erhebliche ökonomische Schwierigkeiten auf die Zweitwohnungshochburgen in der Schweiz und insbesondere auch in Graubünden zukommen. Als Konsequenz der Zweitwohnungsinitiative sieht er eine gravierende Verschlechterung der Beschäftigungssituation bei den kleinen und mittleren Unternehmen. Auch rechnet er mit teils massiven Finanzierungslücken in der jetzt schon angeschlagenen Hotellerie, sollte das Modell der Quersubventionierung durch Zweitwohnungen tatsächlich wegbrechen. Allerdings möchte Sonderegger diese Bedenken nicht als Plädoyer für die alten Verhältnisse (miss-)verstanden wissen: Das schrankenlose Zubauen der alpinen Landschaft könne keinesfalls ein zukunftsfähiges Modell sein, hielt er in der abschliessenden Fragerunde unmissverständlich fest. Die Chancen auf eine ausgewogene Lösungsfindung zwischen wirtschaftlicher Notwendigkeit und nachhaltiger Zukunftsgestaltung scheinen auch schon besser gewesen zu sein.



Marius Risi, Geschäftsführer des Vereins und Institutsleiter; Hans Peter Michel, Landespräsident und Stiftungsrat; Guido Miescher, Wissenschaftlicher Berater im Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation; Christian Rathgeb, Regierungsrat und Präsident Stiftung und Verein für Kulturforschung Graubünden. Foto: Judith Sacchi.

Die Mitgliederversammlung des Vereins fand am 7. Juni 2013 in den Räumlichkeiten der HAMILTON Bonaduz AG statt. Die in der Medizinaltechnik tätige Unternehmung ist einer der grössten Arbeitgeber in Graubünden. 750 von weltweit 1400 Mitarbeitenden werden in Bonaduz beschäftigt, rund ein Drittel davon sind Naturwissenschaftler und Ingenieure.

MITGLIEDERVERSAMMLUNG

Karin Fuchs | CEO und Direktionsmitglied Andreas Wieland führte die 35-köpfige Gruppe durch die Produktionsräumlichkeiten der Firma Hamilton in Bonaduz und ergänzte den Rundgang mit einer kurzen Präsentation, die sich hauptsächlich der Firmengeschichte und -philosophie widmete. Er zeigte eindrücklich auf, dass ein Unternehmen in dieser Branche nur zukunftsfähig ist, wenn es ständig einen beträchtlichen Teil seiner Ressourcen in die Entwicklung neuer Produkte fliessen lässt.

Der Firmengründer Clark Hamilton erfand 1947 in Whittier, Kalifornien, die erste Mikroliter-Spritze. Mit diesem Gerät wurden auf einen Schlag revolutionäre Möglichkeiten in der Analysetechnik geschaffen. Im Jahr 1955 gründete der Pionier die Firma Hamilton Company, um seine Spritzen industriell herzustellen und zu vertreiben. 1960 erfolgte die Grundsteinlegung in Bonaduz. Heute zählt HAMILTON zu den weltweit führenden Anbietern von Robotern für DNA-Analysen, von Anwendungen in der Molekular-Diagnostik oder von Sensoren für die biotechnologische Medikamentenproduktion, für die Lebensmittelherstellung und für die Abwasseraufbereitung. Ein weiteres Standbein ist die Herstellung von Beatmungsgeräten, die in Intensivstationen von Spitälern und auch von der Schweizerischen Rettungsflugwacht eingesetzt werden. Die Spritzenproduktion wird aktuell an eine Tochterunternehmung in Rumänien ausgelagert.

Die anschliessende Mitgliederversammlung wurde durch den Präsidenten Dr. Christian Rathgeb geleitet, im Beisein der Vorsteherin des Amtes für Kultur, Barbara Gabrielli, und des eigens aus Bern angereisten Dr. Guido Miescher, wissenschaftlicher Berater im Ressort Forschung des Staatssekretariats für Bildung, Forschung und Innovation. Die wichtigste Neuigkeit betraf den Präsidenten selbst: Rathgeb teilte mit, dass er das Präsidium an der Mitgliederversammlung 2014 abgeben werde. Sein Amt als Regierungsrat des Kantons Graubünden lasse ihm nur wenig zeitliche Kapazitäten für ausserberufliche Tätigkeiten.

Weiter wurde von Dr. Marius Risi eine Schenkung von 3000 Franken verdankt. Der Verein «Volkshochschule Chur und Umgebung», der sich Ende 2012 aufgelöst hatte, hat der Stiftung für Kulturforschung Graubünden einen Teil seines Vermögens vermacht und damit die Leistungen von Verein und Institut für Kulturforschung Graubünden gewürdigt.

Ein Apéro riche, von HAMILTON Bonaduz AG offeriert, rundete die Veranstaltung ab.



Ankunft jugoslawischer Saisonarbeiter in Buchs 1988.
Foto: Tomas Muscionico.

Am 15. November 2013 fand im neu eröffneten vorarlberg museum in Bregenz eine Tagung des Arbeitskreises für interregionale Geschichte des mittleren Alpenraumes (AIGMA) statt, zu dessen Mitgliedern auch der Verein zählt. Im Fokus stand die Migration im 19. und 20. Jahrhundert. Als Gastgeber bekräftigte der Museumsdirektor Dr. Andreas Rudigier sein Ziel, die jüngere Migrationsgeschichte im Haus künftig verstärkt darzustellen und neben Objekten auch die «Oral History» zum Zuge kommen zu lassen.



Ausländische Gastarbeiter auf der Baustelle des Zervreila-Staudammes anfangs der 1950er-Jahre.
Foto: Karl Heini, © Cronica.

AIGMA-TAGUNG IN BREGENZ

EINWANDERUNG UND INTEGRATION IM MITTLEREN ALPENRAUM IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT

Migration im ausgehenden 19. Jahrhundert

Flurina Graf | Den Einstieg ins Tagungsthema machte der Historiker Dieter Petras, der einige Fakten zur Ein- und Auswanderung im Walgau des 19. Jahrhunderts präsentierte. Er zeigte auf, wie sich die Region um 1870 im Zuge der Industrialisierung von einer Auswanderungs- zu einer Einwanderungsregion wandelte, beschrieb aber auch, wie dies wiederum Einheimische zur Auswanderung bewog.

Die Bündner Historikerin Veronique Schegg gab einen eindrücklichen Einblick in die Arbeits- und Lebensbedingungen der italienischen Arbeiter beim Albula-Tunnelbau von 1898–1903. Sie erläuterte anhand von zeitgenössischen Zeitungsberichten den ambivalenten Umgang der Einheimischen mit dem Migrationsgeschehen. Äusserte man auf der einen Seite Kritik an der prekären Wohnsituation und rief zur Hilfe auf, so warnte man andererseits vor der «sozialistischen Gefahr» der «italienischen Anarchisten» und den «streitsüchtigen» Italienern. Das Arbeiterdorf in Spinazola stellte gleichzeitig ein Ziel für den familiären Sonntagsspaziergang der Beverser Bevölkerung dar, das Boccia-Spiel der italienischen Bauarbeiter wurde zur Attraktion. Nach dem Tunneldurchbruch feierte man die vormalig «gefährlichen» Italiener als Helden und beklagte ihre Abreise nach Beendigung der Bauarbeiten.

Zur Diversität innerhalb der jüdischen Gemeinde St. Gallens sprach die Zürcher Historikerin Hanna Zweig-Strauss. Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer mehr orthodoxe Juden aus Osteuropa zuzogen, kam es zu Konflikten mit den örtlich bereits etablierten, grossbürgerlich-liberalen Juden. Von der hier virulent werdenden Frage der Assimilation schlug sie den Bogen zum Wirken des St. Galler Textilunternehmers und Präsidenten des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes Saly Mayer, der während des Zweiten Weltkriegs im Verdeckten Flucht- und Rettungsaktionen organisierte.

Die Einbürgerungspraxis Liechtensteins seit 1919

Die beiden Historikerinnen Nicole Schwalbach und Veronika Marxer stellten Resultate aus dem Forschungsprojekt «Einbürgerungspraxis im Fürstentum Liechtenstein vom 19. bis ins 21. Jahrhundert» des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein dar. Schwalbach erläuterte die bis 1955 bestehende Praxis der Finanzeinbürgerung, welche für die Sanierung des liechtensteinischen Staatshaushalts und den Unterhalt der Gemeinden eine bedeutende Rolle spielte. Finanzkräftige ausländische Staatsbürger konnten sich mittels hoher Gebühren in das liechtensteinische Bürgerrecht einkaufen, ohne vorher im Land Wohnsitz genommen zu haben. Allerdings verfügten sie

nur über eingeschränkte Rechte. Ihre Motive waren unterschiedlich und änderten im Lauf der Zeit. Sie reichten von der Erlangung eines Adelstitels über die Sicherung des eigenen Vermögens bis zur Steueroptimierung. Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs rückte vermehrt auch das Fluchtmotiv ins Zentrum; jüdische Gesuchsteller nahmen zu. Die Finanzeinbürgerung verfolgte aber nie humanitäre Ziele. Die Praxis endete 1955 mit dem Entscheid des Internationalen Gerichtshofs, dass eine Staatsangehörigkeit ohne persönlichen Bezug zum Land nicht dem Völkerrecht entspreche.

Veronika Marxer stellte die Einbürgerung alteingesessener Ausländerinnen und Ausländer sowie den Wandel der Einbürgerungspraxis und des Integrationsbegriffs im Fürstentum Liechtenstein nach 1945 dar. Mit der Senkung der Einbürgerungstaxen kam es um 1970 trotz den bis heute bestehenden hohen Anforderungen zu einem markanten Anstieg der Einbürgerungen. Gleichzeitig nahmen Überfremdungsängste zu. Mit der Einführung des Frauenstimmrechts 1984 intensivierten sich Gleichstellungsforderungen und 1986 wurde die erleichterte Einbürgerung ausländischer Kinder von liechtensteinischen Müttern ermöglicht. Das Integrationsverständnis beruhte bis um die Jahrtausendwende auf dem Assimilationsgedanken «liechtensteinisch denken und fühlen». Im Ausländergesetz von

2008 wird erstmals das Prinzip «fordern und fördern» festgehalten, das die Integration als gesamtgesellschaftlichen Prozess versteht.

Einwanderung und Integration seit den 1970er-Jahren

Mit eindrücklichen Fotos illustrierte Susanne Keller-Giger, Präsidentin der Historisch-Heimatkundlichen Vereinigung der Region Werdenberg, die zentrale Bedeutung des Bahnhofs Buchs in der jüngsten Geschichte als «Tor in den Westen» für Zuwanderer aus dem damaligen Jugoslawien. Eine wichtige Rolle spielte seit 1970 der «Sozialdienst der Katholischen Kroatienmissionen», der allen Arbeitern aus Jugoslawien Hilfe anbot, unabhängig von ihrer Herkunft, Sprache und religiösen Gesinnung. Diese neutrale Haltung konnte auch während der Jugoslawienkriege beibehalten werden. 2001 ging aus diesem Sozialdienst die Stiftung Mintegra hervor, die einen Sozialdienst für Fremdsprachige in der Ostschweiz anbietet und nach dem Credo «Hilfe zur Selbsthilfe» arbeitet. Heute sind unter dem Dach der Stiftung auch die Fachstelle Integration sowie die Regionale Potenzialabklärungs- und Arbeitsintegrationsstelle (REPAS) vereint. Aufgrund des Grenzbahnhofs Buchs übt die Region im Kanton eine Vorreiterrolle in Integrationsfragen aus.

Die Vorarlberger Historikerin und Judaistin Eva Grabherr stellte Resultate aus der internationalen Vergleichsstudie TIES zur Erforschung des Integrationsprozesses der zweiten Generation vor. Dabei beschränkte sie sich auf die Resultate aus dem Vorarlberg. Speziell für das hauptsächlich historisch interessierte AIGMA-Publikum präsentierte Grabherr Daten über die Eltern der Befragten (d. h. die erste Generation der Zuwanderer), die für den Integrationsprozess relevant sind. Befragt wurden Migrantinnen und Migranten aus der Türkei und den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens sowie eine österreichische Kontrollgruppe, die eine Kontextualisierung der Daten ermöglichte. So konnte Grabherr beispielsweise aufzeigen, dass die Kinder türkischer Herkunft zwar tiefere Bildungsabschlüsse aufweisen, aber im Vergleich mit ihren Eltern einen markanten Bildungsaufstieg vollzogen haben.

Den Abschluss dieser anregenden Tagung machte eine Führung von Elmar Hasovic und Fatih Özcelik durch das vorarlberg museum unter dem Gesichtspunkt der Migrationsgeschichte.

«Normalfall Migration» lautete der Titel des Wissenschaftsapéros, der am 10. September 2013 in den Räumlichkeiten der Chesa Fonio in Sils/Segl stattfand. Migration ist ein universelles Phänomen: Geht man nur weit genug zurück, lässt es sich in fast allen Familiengeschichten nachweisen. Zwei Wissenschaftler und die kantonale Integrationsdelegierte diskutierten mit dem zahlreich erschienenen Publikum.

NORMALFALL MIGRATION

Ursa Rauschenbach-Dallmaier | Die Integrationsdelegierte des Kantons Graubünden, Patricia Ganter, eröffnete das Gespräch unmissverständlich mit der Feststellung: «Migration ist etwas ganz Normales, Alltägliches. Wir sind alle davon betroffen, als Verwandte, Nachbarn, Berufstätige usw.» Gemäss neuesten Zahlen leben im Kanton Graubünden 34 000 Migranten aus zwei Dritteln der weltweit 193 von der UNO anerkannten Staaten. Nicht so klar hingegen ist vielen hiesigen Schweizerinnen und Schweizern, dass sie bzw. ihre Vorfahren auch Migranten sind oder es zumindest einmal in jüngerer oder fernerer Vergangenheit waren. Nähme dieses Wissen zu, würde das gegenseitige Verständnis grösser und beweglicher.

Migration gesehen als Segen oder Gefahr

Als Wissenschaftler richtete Esteban Piñeiro, Dozent an der Fachhochschule Nordwestschweiz, einen soziologischen Blick auf die historische Entwicklung der nationalen Migrationspolitik. Migration erweist sich so gesehen als politisch stets umkämpfte Realität. Die Geschichte zeigt, dass immer schon unterschiedliche Kräfte gleichzeitig um Deutungshoheit rangen. Den einen gilt die Zuwanderung von Arbeitskräften als Segen, für die anderen ist sie eine staatspolitische Gefahr. Der Bund sieht sich von diesen Interessengegensätzen beson-

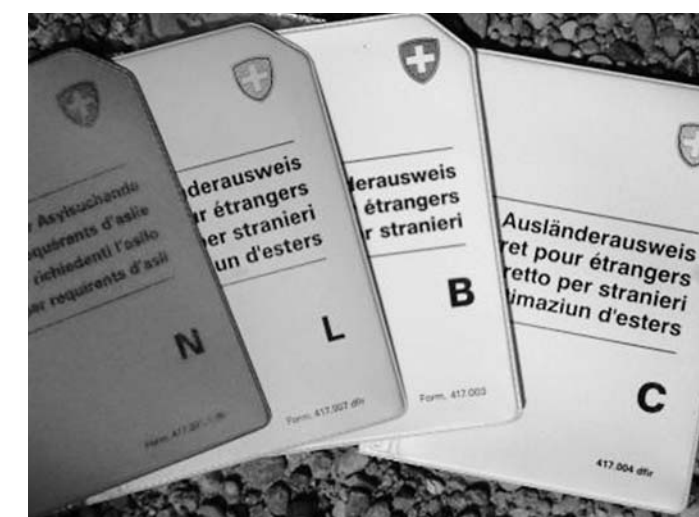
ders herausgefordert und kann nicht allein zugunsten der einen oder anderen Interessenlage agieren. In diesem Spannungsfeld wurde die Idee der «Überfremdungspolitik» nach 1960 von der geltenden «Integrationspolitik» abgelöst. Migrationspolitik, verstanden als umfassend konzipierter Prozess der gesellschaftlichen Eingliederung, wurde zur weiterhin geltenden «Normalisierungsstrategie». Heute wird Integration als «Gegengift» gegen Zuwanderungsgegner und fremdenfeindliche Strömungen wirksam gemacht. Das erlaubt gleichzeitig den wirtschaftlich unverzichtbaren Arbeitskräftepool zu erhalten. Piñeiros Ausführungen basierten auf der Analyse amtlicher Publikationen und dem sich darin manifestierenden Sprachgebrauch.

Nationalstaatenbildung und Sesshaftigkeit

Für Walter Leimgruber, Präsident der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen, stehen «Bild und Denken einer Gesellschaft der Sesshaftigkeit» historisch gesehen frappant in Zusammenhang mit der vor circa 200 Jahren einsetzenden Nationalstaatenbildung. Erst in Nationalstaaten sind die Menschen «unter Kontrolle» durch Landesgrenzen, Meldepflicht oder Steuerverwaltungen. Im 19. Jahrhundert setzte sich die Bevölkerung in den Dörfern und Städten vornehmlich aus Familien von Bauern und Handwerkern zusammen. Erfolg haben hiess sesshaft sein,

da war kaum Platz für Nicht-Sesshafte, Durchziehende, die oft genug als Fahrende, Bettler, Gaukler, Vaganten bezeichnet werden. Dabei darf nicht übersehen werden, dass die tragenden Glieder der Gesellschaft – Händler, Finanzfachleute, Intellektuelle – bereits seit dem Mittelalter immer schon unterwegs waren und die sesshaften Gesellschaften auf viele Weisen befruchteten und weiter entwickelten.

Der Armut, der Armen entledigte man sich durch Abschiebung und Auswanderung. Bis zum modernen Bundesstaat verloren mittellose Menschen das Bürgerrecht sehr schnell. Leimgruber stellte fest: «Die Politik von damals unterscheidet sich gar nicht so stark von der heutigen. Auch heute schieben wir unliebsame Zugewanderte ab, geben ihnen Neustartkapital und den Staaten, die sie auf- oder zurücknehmen, Geld. Fatal in unserem Denken ist, dass Sesshaftigkeit als Normalfall gilt und Migration als Ausnahme. Es ist gerade umgekehrt. Geht man nur weit genug zurück in den einzelnen Familiengeschichten, stösst man unweigerlich auf einen höchstpersönlichen Migrationshintergrund.» Die Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen versucht dies in ihrer Tätigkeit zu verdeutlichen. Leimgruber hatte ausserdem angeregt, die Dauerausstellung im Landesmuseum Zürich mit der Einführung «Niemand war schon immer da» beginnen zu lassen.



Wissenschaftler und Integrationspraktikerin machten übereinstimmend sehr klar: Identität ist nichts, was man als Mensch, als Schweizer, als Migrant und Migrantin einfach so hat wie braune oder blaue Augen. Identität kann keine passive Eigenschaft sein. Identität bedeutet lebenslange aktive individuelle Auseinandersetzung.

Die anschliessende Diskussion war sehr engagiert. Angesprochen wurde etwa die starke Wirkung von gewissen Sprachregelungen, die sich gezielt oder schleichend in Politik und Gesellschaft breit machen. Unworte wie z.B. «Fremdenpolizei» können Migranten unnötig ängstigen und verunsichern. Begriffe wie «Parallelgesellschaft», «hochqualifizierte oder unqualifizierte Einwanderer» werden oft stereotyp und unreflektiert gebraucht. Im Engadin unterscheiden leider viele undifferenziert zwischen «Einheimischen und Zweitwohnungsbesitzern», anstatt sie als «Zweitheimische» zu verstehen. Ängste von Einheimischen lassen sich oft als Projektionen entschlüsseln. Auch wurde als Manko empfunden, dass es zwar eine Einwanderungs- und Zuwanderungspolitik gibt, aber keine Daten zur Aus- oder Rückwanderung, weder von Schweizern noch von Ausländern.



Foto: Marion Nitsch.

Wie schon seit langem angekündigt, trat Prof. Dr. Georges Darms im Anschluss an seine Emeritierung von der Universität de Fribourg von seiner Funktion als Vorsitzender des Forschungsrats zurück. Er führte den Rat von 2009 bis 2013 mit grosser Umsicht durch eine Zeit, die von forschungspolitischen Herausforderungen und personellen Erneuerungen geprägt war. Seine Nachfolge tritt der am Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel lehrende, 54-jährige Prof. Dr. Walter Leimgruber an.

NEUER VORSITZENDER DES FORSCHUNGSRATS

WALTER LEIMGRUBER FOLGT AUF GEORGES DARMS

Marius Risi | Walter Leimgruber wirkte bereits in früheren Jahren am Institut als Gutachter für volkskundliche Projekte. Mit seiner Wahl zum neuen Vorsitzenden wird er seine Mitarbeit nun intensivieren. An der Entwicklung des ethnologischen Forschungsprojekts zur Migrationsbevölkerung im gegenwärtigen Graubünden, das im Frühjahr 2014 starten wird, war er bereits massgeblich beteiligt. Walter Leimgruber ist in der schweizerischen wie in der internationalen Forschungslandschaft der Kultur- und Sozialwissenschaften breit vernetzt. Von 2005 bis 2013 sass er im Forschungsrat des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung und präsidierte die Abteilung 1, Geistes- und Sozialwissenschaften. Vielerlei Funktionen übt(e) er in der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften aus: Er ist dort Mitglied von Vorstand und Ausschuss, stand von 2003–2011 der Kommission «Sprachen und Kulturen» vor, gegenwärtig der Kommission «Daten- und Dienstleistungszentrum». 2012 wählte ihn der Bundesrat zum Präsidenten der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen. Weitere Tätigkeiten verbinden ihn gegenwärtig mit dem Bundesamt für Kultur (Expertengruppe für die Liste des immateriellen Kulturerbes), Pro Helvetia, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Deutsches Volkslied-Archiv, Kommission für Kultur-

fragen Kanton Aargau, Christoph Merian-Stiftung Basel, Museum der Kulturen Basel, und Museum Stapferhaus Lenzburg. Aufgewachsen in einer Bauernfamilie im aargauischen Fricktal, studierte Leimgruber an der Universität Zürich Geschichte, Geographie und Volkskunde. Die Dissertation schrieb er bei Rudolf von Albertini zur US-amerikanischen Afrikapolitik unter Präsident Kennedy. Forschungs- und Lehraufenthalte führten ihn nach Boston, Washington, Paris, Berlin und Wien. Ausserhalb der Universität arbeitete er als Redaktor beim Schweizer Fernsehen und als Projektleiter verschiedener Ausstellungen. Für das Schweizerische Nationalmuseum war er als Projektleiter bei Bau und Einrichtung des Forums der Schweizer Geschichte und als Kurator für das 20. Jahrhundert tätig. Seine Forschungsgebiete umfassen schwerpunktmässig – nebst vielem anderen – Kulturtheorie und -politik, Migration und Transkulturalität, visuelle und materielle Kultur.

Wir freuen uns, mit Walter Leimgruber eine äusserst kompetente Persönlichkeit am Institut begrüßen zu dürfen und wünschen ihm einen guten Start in einem Kanton, dem die kulturellen Themen nie ausgehen werden. Wir vermuten, er wird sich deshalb hier wohl fühlen.

Seit Sommer 2012 läuft am Institut ein dreijähriges Forschungsprojekt zur Geschichte der Bürgergemeinden in Graubünden seit dem 19. Jahrhundert. Die je zur Hälfte vom Institut und vom Verband Bündnerischer Bürgergemeinden finanzierte Studie von Simon Bundi nimmt sich damit einem Thema an, das bislang in der neueren Bündner Geschichtsschreibung inexistent war: dem Bürgertum.

EINE KULTURGESCHICHTE DER BÜNDNER GESELLSCHAFT

BÜRGERGEMEINDEN 1874–1974

Simon Bundi | Auf den ersten Blick mag die Gleichsetzung von Bürgergemeinde und Bürgertum reichlich verkürzt, wenn nicht gar irritierend wirken: Was haben die Zuständigkeiten der Ortsbürger, die heute im ganzen Kanton noch in rund 90 Gemeinden in einer Bürgergemeinde organisiert sind, mit dem «Bürgertum» zu tun?

Ein erster Zusammenhang erhellt sich, wenn man die Frage nach der Ausgestaltung der Staatsbürgergesellschaft stellt. Seit der Aufklärung wurde im Bürgertum verhandelt, wie sich der Zukunftsentwurf einer bürgerlichen Gesellschaft als Vereinigung rechtlich freier, durch Besitz und Bildung ausgezeichneter, wirtschaftlich ungestört konkurrierender, politisch handlungsfähiger Individuen realisieren liess. Städte wie Bern, Zürich oder Basel zeigen, dass sich das Ideal einer Staatsbürgergesellschaft, in der alle mündigen Männer auf kommunaler Ebene gleichberechtigt sind, erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts oder noch später verwirklichen liess – sieht man vom noch viel länger fehlenden Frauenstimmrecht ab. Die frühneuzeitliche Vorstellung, dass die alteingesessenen Ortsbürger oder jene, die sich in neuerer Zeit in das örtliche Bürgerrecht einzukaufen vermochten, das Gemeinwesen allein leiten sollten, blieb auch in Graubünden noch bis in die 1870er-Jahre präsent. Tatsächlich war es so, dass das kantonale Niederlassungsgesetz von 1853 den Niedergelasse-

nen keinerlei kommunale Stimmrechte verlieh. Und auch wenn der lokale Usus da und dort liberaler war als die Norm: Offiziell musste keine Gemeinde ihren Niedergelassenen Zugang zu ihren Weiden, ihrem Gemeinewald oder den Alpen gewähren. Nur, der Anteil Niedergelassener erreichte in den 1860er-Jahren in Graubünden bereits einen Drittel der Gesamtbevölkerung. In der Stadt Chur lag er zu dieser Zeit schon bei über 60 Prozent.

Die Gemeindefrage als Konflikt um bürgerliche Kultur

Es wäre wohl vermessen zu behaupten, dass in diesem Konflikt historisch zum ersten Mal in Graubünden ein Bürgertum in Erscheinung trat. Der Diskurs um die historischen Vorrechte der Ortsbürger erlaubt es aber, zum ersten Mal zu zeigen, wie man in der Frage der Ausgestaltung der modernen Staatsbürgergesellschaft um allgemeine bürgerliche Deutungs- und Verhaltensmuster rang. Die Frage, ob die Gemeinde politisch möglichst homogen (nur aus den Ortsbürgern) oder möglichst heterogen (aus allen mündigen Männern) zusammengesetzt sein sollte, wurde damit zur Frage der Ausgestaltung bürgerlicher Kultur schlechthin: Den Verfechtern der alten Ordnung wurde vorgeworfen, als «Spiessbürger» nur ihre eigenen finanziellen Interessen zu verfolgen, während die aktuelle wirtschaftliche Entwicklung eine Teilhabe möglichst aller Einwohner einer



Ortsbürgerliche Geselligkeit schafft Identität: Churer Bürgerausflug im Jahr 1950, vermutlich auf der mittleren Hütte. Foto: Salzborn, Chur.

Gemeinde mehr als vernünftig erscheinen lasse. Die Verfechter der Vorrechte der Ortsbürger dagegen organisierten sich beispielsweise in Chur schon seit 1842 im Bürgerverein und pochten auf ihre «wohlerworbenen Rechte», einem historisch begründeten Ideal, das in ihren Augen auch nichts damit zu tun hatte, dass sie als Minderheit in den 1860er-Jahren 60 Prozent der Gemeindesteuern zahlten. Die Diskussion um die historischen Vorrechte der Ortsbürger wurde zunächst in Chur geführt, wobei nicht alle Befürworter einer weitgefassten, politisch aus allen mündigen Männern zusammengesetzten Gemeinde aus der Hauptstadt stammten. Ihr wichtigster Akteur war Andreas Rudolf von Planta aus Samedan. Anders als etwa ein Peter Conradin von Planta war er ein schwerreicher Abkömmling der alten Bündner Eliten. Ihm gelang es 1873, mit Hilfe einer parlamentarischen Spezialkommission ein neues Niederlassungsgesetz auszuarbeiten, das 1874 an der Urne mit deutlicher Mehrheit angenommen wurde. Der berühmte Artikel 16 hielt dabei fest, dass den Ortsbürgern das alleinige Stimmrecht nur in einigen wenigen Angelegenheiten vorbehalten werde, darunter etwa bei der Veräusserung von Gemeindeeigentum oder der Verleihung des Bürgerrechts an Neubürger. Bei der Nutzung von Alpen, Weiden oder Gemeindewald mussten die Niedergelassenen bei ausreichender Verfügbarkeit lediglich höhere Nutzungs-

taxen in Kauf nehmen. Offensichtlich hatte sich damit ein progressives Modell der bürgerlichen Gesellschaft weitestgehend auch auf Gemeindeebene durchgesetzt, gestützt auf den Werten des «liberalen Windes», der nun deutlich stärker blies als noch Mitte des 19. Jahrhunderts.

Ausprägungen des Dualismus

Hundert Jahre danach wusste man, dass das Niederlassungsgesetz wenig mehr gewesen war als ein «gesetzgeberisches Pfluschwerk ersten Ranges», wie der spätere Churer Bürgermeister Paul Jörimann bereits 1943 bemerkt hatte. Bis die Bündner Stimmbevölkerung nach Anläufen 1945 und 1966 im Jahre 1974 endlich ein erstes Gemeindegesetz annahm, führte das Niederlassungsgesetz zu einem in der Schweiz beispiellosen Rechtskonflikt um den Status der verbliebenen Vorrechte der Ortsbürger. Ob nämlich ab 1874 eine Einwohnergemeinde neu neben die bis dahin faktisch bestehenden Bürgergemeinden getreten war oder ob eine Umwandlung dieser Bürger- in eine Einwohnergemeinde stattgefunden hatte oder wem das Eigentum am Gemeindevermögen zufiel: Über all das sagte das Niederlassungsgesetz von 1874 gar nichts aus. Es ist interessant zu sehen, wie das Niederlassungsgesetz in den einzelnen Gemeinden Graubündens angenommen wurde und wo und ab wann sich in den meisten Ge-

meinden ein mehr oder weniger stark ausgeprägter Dualismus, also eine organisatorische und statutarische Trennung von Einwohner- und Bürgergemeinde, ausgebildet hat. Unter anderem lässt sich daran erkennen, wie stark in den verschiedenen Regionen des Kantons ein Bewusstsein für Fragen der bürgerlichen Gesellschaft ausgeprägt war. Ein wichtiger Gradmesser dafür sind auch Konflikte in Form von Rekursen oder Vorstössen für Gesetzesänderungen, da sich die Ansichten der Akteure vor allem in diesen Fällen quellenmässig fassen lassen. Der Widerstand gegen die Auflösung der alten Gemeindeordnung war bis 1900 vor allem im Churer Rheintal, in einigen Gemeinden entlang des Hinterrheins und des Prättigaus oder auch im Engadin mit dem angrenzenden Bergell spürbar. Wenn auch die Gemeinden des katholischen Bezirks Moesa früh in ihren Gemeindeverfassungen die Vorrechte der Ortsbürger absicherten, sind gewisse Tendenzen nicht von der Hand zu weisen, die vor Konfessionsgrenzen Halt gemacht haben: Die Bedeutung der Bürgergemeinden korrelierte seit 1874 mit den wirtschaftlich stärker entwickelten Gemeinden des Kantons – die bis weit ins 20. Jahrhundert immer reformiert waren. So wurde die Bürgergemeinde Domat/Ems etwa erst 1941 im Zusammenhang mit der Gründung der damaligen Holzverzuckerungs AG gegründet. In Brigels erfolgte die Gründung 1960, wenige Jahre bevor der Ort Skidestination wurde.

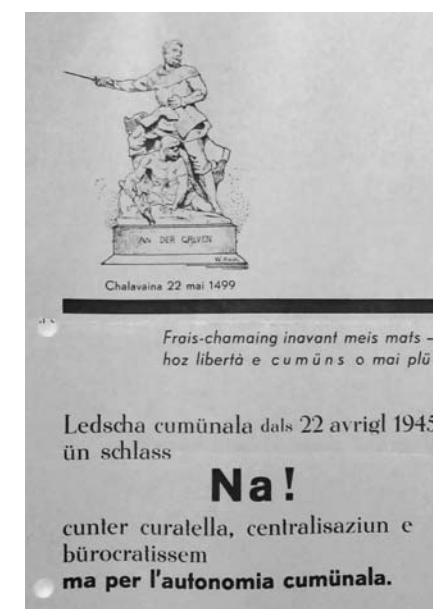
Ortsbürgerliches Bewusstsein als kultureller Wert

Die letzten Feststellungen sollen jedoch nicht die Geschichte der Bündner Bürgergemeinden allein auf wirtschaftliche Faktoren reduzieren. Eine historische Diskursanalyse der Entwicklung bis in die letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts zeigt vielmehr, mit welchen Argumenten und Begriffen für oder gegen die Vorrechte der Ortsbürger gekämpft wurde. Brennpunkte dieses Konfliktes wurden ab den 1920er-Jahren St. Moritz, Sils/Segl und Thusis. Stein des Anstosses war meist die Frage, wer Eigentümer des Nutzungsvermögens war. Von den Ortsbürgern wurde dies gerne zur Existenzfrage stilisiert. Der Höhepunkt war 1945 im Abstimmungskampf über ein von Peter Liver ausgearbeitetes Gemeindegesetz erreicht. Die Bürgergemeinde-Befürworter zogen alle Register der Bündner Geschichtskultur, um die Existenz der Bürgergemeinden zu wahren. Über Jahrzehnte wies der Bürgergemeinde-Diskurs Ähnlichkeiten mit dem Heimatschutz auf, wurde doch hier wie dort mit dem Begriff des «Bodenständigen» argumentiert.



Die Kirche Fex Crasta in der Gemeinde Sils im Engadin/Segl war Anfang der 1940er-Jahre als eines der wenigen Gebäude in Graubünden Zankapfel zwischen einer Einwohner- und einer Bürgergemeinde. Foto: Dominik Eichelberg.

Gleichzeitig war die eigentliche Institution der Bürgergemeinde da, wo sie existiert hat oder bis heute existiert, nicht der einzige Handlungsraum der Ortsbürger. Es zeigt sich, dass etwa die Churer Ortsbürger spezifische Spielarten bürgerlicher Kultur bevorzugt haben. Sie, die in den 1920er-Jahren nur noch etwa 15 Prozent der Churer Bevölkerung ausmachten, waren nicht nur im Bürgerverein organisiert. Oft stellten sie einen Grossteil des Vorstandes der Historisch-antiquarischen Gesellschaft oder des Stadtvereins. Es waren dies die Orte, an denen sich die Werte der Ortsbürger neu stabilisieren konnten. Hier war man zwar nicht unter sich, doch kamen die Ortsbürger zumindest dem näher, was ihnen seit 1874 politisch fehlte: der kulturellen Hegemonie.



Im Abstimmungskampf gegen das Gemeindegesetz von 1945 vertrauten die Gegner auf das kollektive Geschichtsbewusstsein: der Freiheitskämpfer Benedikt Fontana und die Gemeindeautonomie als Inbegriff alter Werte, die es zu verteidigen galt. Archiv des Verbandes Bündnerischer Bürgergemeinden, Chur.



Porträt von Heinrich Zschokke (1771–1848). Druck nach einer Röteldruckzeichnung von Johann Friedrich Bolt, um 1795. Staatsarchiv Aargau.

Das Seminar Reichenau war im ausgehenden 18. Jahrhundert ein in der Schweiz einzigartiges Schulinternat für Knaben und Jünglinge, in dem die Lehrer – unter ihnen der spätere Volksschriftsteller und Volkspädagoge Heinrich Zschokke – nach den damals modernsten Methoden unterrichteten. Im Auftrag des Instituts arbeitet der Zschokke-Biograf Dr. Werner Ort die Geschichte der Schule in einem Forschungsprojekt auf.

DAS SCHLOSS REICHENAU IM BRENNPUNKT DER GESCHICHTE

Werner Ort | 1792, mit dem Verkauf der Herrschaft Reichenau an das Speditionshaus Simeon und Johannes Baptist Bawier und an Georg Anton Vieli, erhielt die einst verträumte Region, zu der auch die Gemeinde Tamins gehörte, eine ungeahnte Dynamik. Zwar hatten bereits die Vorbesitzer, die Herren Buol von Schauenstein, eine Färberei, Mühle und Sägerei, Werkstätten, eine Metzgerei, Bäckerei, ein Gewächshaus und nicht zuletzt das Hotel Adler angelegt oder ausgebaut. Dies stand im Zusammenhang mit der günstigen geografischen Lage und der wichtigen wirtschaftlichen Position: als Zoll- und Transitstation, mit einer gedeckten Holzbrücke am Zusammenfluss von Vorder- und Hinterrhein und als Umschlagsplatz für Waren, die von hier den Rhein hinuntergefloss wurden. Jetzt sollte Reichenau eine neue Dimension erhalten: Das Churer Speditionshaus gedachte ihre Aussenstelle zu erweitern und die Räumlichkeiten im oberen Stock und in der langen Galerie für ein Schulinternat umzubauen. Jeder Quadratmeter sollte optimal genutzt werden.

Spiritus Rektor des Seminars Reichenau war Johann Baptista von Tschanner, Teilhaber des Speditionshauses und Bündner Visionär und Reformers, der sich verdient um das Schul- und Armenwesen in Chur machte, eine politische Erneuerung der Drei Bünde anstrebte, als Bürgermeister von Chur waltete, Bunds- und Standespräsident war und auf seinem Landgut in

Jenins landwirtschaftliche Experimente und historische Studien betrieb.

Es kam nicht so, wie die Teilhaber der Speditionsfirma Bawier es sich erhofft hatten: Der Koalitionskrieg der europäischen Monarchien gegen das revolutionäre Frankreich brachte den Handel zum Stocken; die wichtigsten Einkünfte der Drei Bünde waren gefährdet, als Frankreich seine Söldnerarmee auflöste und sie durch Zwangsaushebung mit eigenen Soldaten ersetzte; die für Bündens Import von Wein und anderen Gütern wichtigen Untertanengebiete im Süden drohten abzufallen, einflussreiche Bündner Familien ihre Besitztümer im Veltlin zu verlieren. Im Frühling 1796, als die französische Armee über den Rhein vorstieß und Bonaparte Norditalien zu erobern begann, eskalierte die Situation für Graubünden; wie schon im Dreissigjährigen Krieg erhielten seine Alpenpässe hochrangige strategische Bedeutung. Das Pariser Direktorium schickte einen Diplomaten, um die Bündner für die französische Seite einzunehmen, während der österreichische Gesandte im Sinn seiner Regierung agitierte. Der französische Resident liess sich im Schloss Reichenau nieder, das eine Hochburg der revolutionsfreundlichen Patrioten war, während im nahen Chur, jedenfalls der Tonalität nach, die aristokratische Salis-Partei überzog.

Das Seminar Reichenau blieb von dieser brenzligen Lage nicht unberührt. Der internationalen, gemischt konfessionellen Schule, die zur Toleranz gegen andere Meinungen und religiöse Auffassungen erziehen wollte, begannen auf Geheiss ihrer Obrigkeiten katholische Väter ihre Söhne zu entziehen. Später folgten andere Eltern, aus Besorgnis über die Wirren in Graubünden, die die Bevölkerung radikalisierten. Ferner tauchten die üblichen Ärgernisse wegen Lehrerwechseln und ansteckenden Krankheiten auf. Dennoch blieb die Stimmung in der Schule liberal; souverän wurde die schwere Aufgabe gemeistert, zu unterrichten und zu erziehen und den Schülern ein positives Menschenbild zu vermitteln. Disziplinarische Fälle gab es keine wesentlichen. Das lag an Direktor Johann Peter Neseemann, einem sehr erfahrenen Pädagogen, Menschenkenner und Kinderfreund, und an seinem Freund und ehemaligen Schüler Tschanner, mit dem er, was die Ziele der Schule betraf, meist einer Meinung war. Was die Unterrichtsmethoden betraf, so liess sich Neseemann allerdings nicht gern dreinreden.

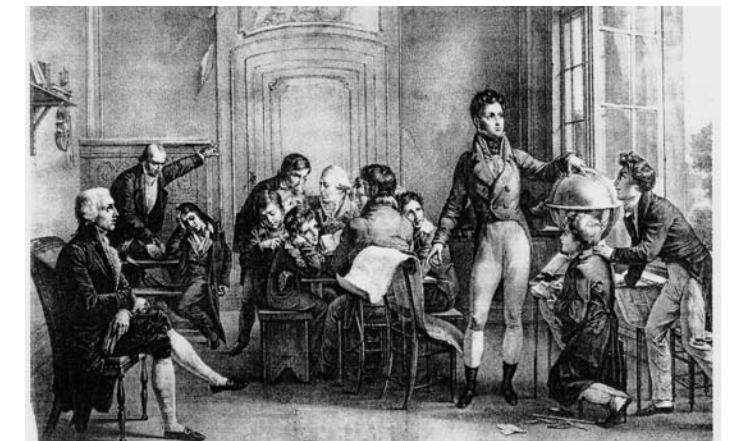
Man hat das 18. Jahrhundert zuweilen als Jahrhundert der Erziehung bezeichnet. Zutreffender wäre es, darin die Entstehung der Pädagogik als eigenständige Wissenschaft zu sehen, beginnend im Pietismus mit den pädagogischen Grundsätzen von August Hermann Francke, eines Pioniers der Kindererziehung. Dieser schuf in Halle ab 1695 ein beeindruckendes System gut geführter Schulen. Beachtlich viele Bündner hatten in Ermangelung eigener Gymnasien ihre Ausbildung dort genossen. Im Mittelpunkt stand die Religion, praktisches Christentum und Weltentsagung, was mit den Bedürfnissen des aufstrebenden Bürgertums und der Aufklärung zunehmend in Widerspruch geriet. Höhepunkt der Neuorientierung hin zum Säkularen wurde nach 1760 in Deutschland der Philanthropismus von Johann Bernhard Basedow, dessen «Methodenbuch» und «Elementarwerk» den Schulunterricht an der verstandesmässigen Entwicklung des Kindes und seinem Bedürfnis nach Anschaulichkeit und spielerischem Lernen orientierte. Ulrich von Salis-Marschlins kommt das Verdienst zu, auf seinem Schloss Marschlins 1775 neben Dessau das zweite Philanthropin errichtet zu haben.

Das Forschungsprojekt geht der Frage nach, wie weit diese pädagogischen Bewegungen Einfluss auf das Seminar Reichenau hatten, mit Exkursen zu den drei Vorgängern in Haldenstein, Marschlins und Jenins. Alfred Rufer, der Biograf von Johann Baptista von Tschanner, nannte sie die «vier bündnerischen Schulrepubliken», weil eine typisch schweizerische Eigen-

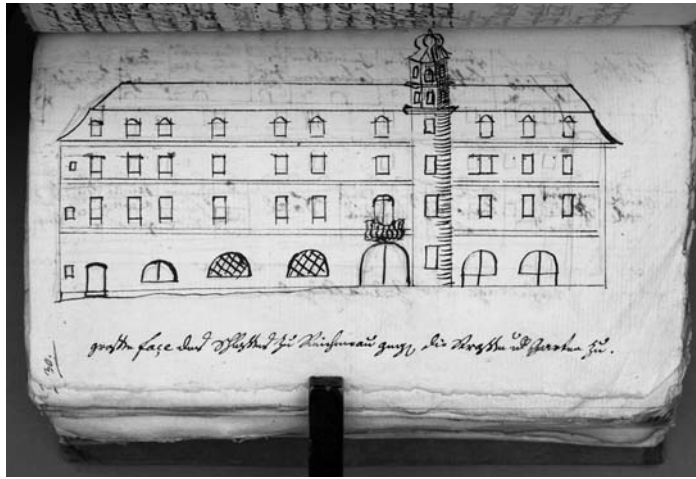


Reichenau mit Brücke und Floss. Aquatinta, um 1840. Zentralbibliothek Zürich.

art sie verband: die Erziehung republikanisch gesinnter Bürger. Die republikanische Erziehung sollte in den Bündner Instituten auf zweierlei Wegen erreicht werden: indem den Schülern die Verwaltung der Schule, vor allem ihre Regeln und die Beurteilung der Mitschüler teilweise selbst überlassen wurde. In sogenannten Schülertribunalen sollten sie lernen, objektiv, fair und gerecht über Fehler zu urteilen. Zweitens lernten sie, sich in offener Diskussion mit Regierungsformen, ihren Vorzügen und Mängeln und mit den bestehenden politischen Institutionen auseinanderzusetzen, wie es sich für künftige Staats-



Schulszene im Seminar Reichenau auf einer Lithographie von Motte nach einer Zeichnung von Chrétien aus dem Jahr 1826. Auf Geheiss von Louis-Philippe erstellt, König der Franzosen 1830–1848, der hier im Wintersemester 1793/94 Geometrie und Geographie unterrichtete. Kantonsbibliothek Graubünden.



Vorderseite des Schlosses Reichenau. Skizze von Johann Baptista von Tscharner (1751–1835). Federzeichnung in ein Notizbuch, um 1792. Staatsarchiv Graubünden.

Aufruf von Werner Ort

Ich werde mich ausführlich mit dem Unterricht, den Lernmethoden, dem Schulalltag und der Freizeitgestaltung, den Lehrern und Schülern befassen, soweit ich Hinweise finde. Ich wäre dankbar, wenn ich von Freunden der Bündner Geschichte auf ehemalige Schüler in Reichenau aufmerksam gemacht würde, von denen noch Tagebücher, Erinnerungen, Nachschriften oder Briefe aus jener Zeit vorhanden sein könnten. Ein Schülerverzeichnis stelle ich gerne zur Verfügung.

Werner Ort, Seebacherstrasse 36, 8052 Zürich
w.ort@bluewin.ch

männer ziemte. Tscharner meinte allerdings, dass dies jedermann, ob arm oder reich, zustand.

Johann Peter Nesemann hatte im Laufe seines langen Lebens die meisten Erziehungsmöglichkeiten selber kennen gelernt. Zunächst Schüler in Halle, lernte er dort neben seinem Theologiestudium auch den Lehrerberuf, wirkte danach zehn Jahre als Hauslehrer und gründete 1761 zusammen mit Martin Planta das Seminar Haldenstein, zog mit ihm 1771 nach Marschlins, ging aber dort weg, bevor der Philanthropismus mit voller Wucht über ihn hereinbrach. In Chur gründete er eine Privatschule und liess sich von Tscharner bewegen, das Seminar Reichenau zu leiten. Er machte sich, wie Heinrich Zschokke einmal rühmte, noch im hohen Alter von fast 70 Jahren mit Immanuel Kants Philosophie vertraut, selbst mit der damals noch jungen Anthropologie und Psychologie.

Eine prominente Rolle im Projekt wird Heinrich Zschokke spielen, der wie Nesemann aus dem preussischen Magdeburg kam, eine akademische und dichterische Laufbahn einschlug, auf seiner Schweizerreise im August 1796 Graubünden besuchte und als Lehrer und Mitdirektor noch über die Auflösung des Seminars im Mai 1798 hinaus in Reichenau blieb. Sein glänzendes propagandistisches Talent brachte die Schule zum zeit-

weisen Aufblühen, aber stärker als er das Seminar prägte, wurde er von ihm, von Nesemann und Tscharner, in seiner künftigen Entwicklung geprägt, als Publizist und Pädagoge, Volksschriftsteller und Politiker. Nebenbei verfasste er die erste populäre Bündner Geschichte und ein Lesebuch für Volksschulen, das 1826 auch ins Romanische übersetzt wurde.

Das Schloss Reichenau stand gegen Ende des 18. Jahrhunderts im Blickpunkt pädagogischen, kulturgeschichtlichen und politischen Geschehens. Das Seminar war damals eine der fortschrittlichsten Schulen der Schweiz, Wirkort aussergewöhnlicher Pädagogen, Gelehrter, Schriftsteller und Politiker, ein Zentrum der Reformpartei, die von Johann Baptista von Tscharner angeführt wurde, und Sitz des französischen Residenten, der von hier aus die Bündner für Frankreichs Politik und für den Anschluss an die Helvetische Republik zu stimmen versuchte.

Innovativer, proaktiver Ansatz

Leandra Naef | Das immense umwelt- und kulturgeschichtliche Potenzial des alpinen Eisarchivs ist erstmals durch den einzigartigen Fund des 5300 Jahre alten Südtiroler Eismannes «Ötzi» im September 1991 deutlich geworden. Seither belegen aussergewöhnliche (prä)historische Funde, wie sie zuletzt am Schnidejoch und Lötschenpass im Berner Oberland, aber auch in zahlreichen weiteren Gebieten der Alpen gemacht wurden, dass es sich bei diesem Phänomen keineswegs um Einzelfälle handelt.

Die relative Berechenbarkeit der bisher bekannten Deponierungsmuster erlaubt es, potentielle Eisfundstellen mit Hilfe komplexer Modelle zu berechnen. Bereits seit Beginn dieses Jahrtausends ist der Einsatz solcher GIS-gestützter Vorhersagemodellierungen in Skandinavien und Nordamerika sehr erfolgreich. Dieses im geisteswissenschaftlichen Kontext zunächst ungewöhnlich anmutende, jedoch effiziente und zielgerichtete Konzept bildet auch die Ausgangslage für die gletscherarchäologische Erforschung des hochalpinen Raums in Graubünden. Die Erarbeitung eines lokalen Vorhersagemodells stellt auf Grund der vergleichsweise kleinräumigen und vielmehr unregelmässigen Topographie eine besondere Herausforderung dar, ist für die zugrundeliegende proaktive und innovative Vorgehensweise jedoch ebenso zentral wie unaufschiebbar. Insbesondere

Seit Jahrzehnten geniesst der Klimawandel sowohl in der Wissenschaft wie auch in der breiten Öffentlichkeit maximale Aufmerksamkeit. Zunehmend wird deutlich, dass er auch für den Kulturgüterschutz zahlreiche Herausforderungen bereithält. Gletscher, Firnfelder und Permafrost ziehen sich mit rasanter Geschwindigkeit zurück und geben einzigartige Relikte aus der Vergangenheit frei. Diese untersucht die Archäologin Leandra Naef im Auftrag des Instituts und des Archäologischen Dienstes Graubünden.

KÄLTES EIS

die wissenschaftlich wertvollen organischen Objekte fallen – einmal aus dem schützenden Eis geapert – der raschen Zerstörung durch Wind, Wetter, Tiere und Menschen zum Opfer. Da die potentiellen Fundgebiete lediglich während eines sehr kurzen Zeitfensters zwischen Mitte August und Mitte September zugänglich sind, gilt es die zu überwachenden Verdachtsflächen mit Hilfe fernerkundlicher Methoden bestmöglich einzugrenzen, um eine möglichst gezielte wissenschaftliche Feldarbeit zu ermöglichen.

Wissenschaftliche Methodik und Umsetzung

Für den Bergkanton Graubünden wurde ein derartiges Modell im Rahmen einer Masterarbeit an der Abteilung Ur- und Frühgeschichte der Universität Zürich entwickelt und im Gelände exemplarisch überprüft. Ausgehend von den bisher bekannten Schweizer Eisfunden wurde eine Kartierung sämtlicher hochalpiner Pässe und Übergänge als Ausgangspunkt der Untersuchung gewählt. Auf Grund ihrer Topographie kanalisieren diese natürlichen Lücken, Pässe und Übergänge seit Jahrtausenden unterschiedliche menschliche Aktivitäten im Gebirge (Transport/Handel/Verkehr, Jagd, Alpwirtschaft, Rohstoffversorgung, Alpinismus etc.) und weisen als natürliche Mobilitätskorridore folglich ein deutlich erhöhtes (gletscher-)archäo-

Geländearbeit an der Tälfurgga zwischen Cresta und Mulegns im August 2013. Foto: Leandra Naef.



logisches Potenzial auf. Im erarbeiteten GIS-Modell wurden die rund 600 Übergänge in einem mehrstufigen Bewertungsverfahren anhand ihrer verkehrsgeographischen Lage, relevanter topographischer und glaziologischer Parameter, mittels Luftbildern sowie historischer und archäologischer Daten nach ihrem spezifischen Funderwartungspotential bewertet, selektiert und in einer abschliessenden Vorhersagekartierung zusammengefasst.

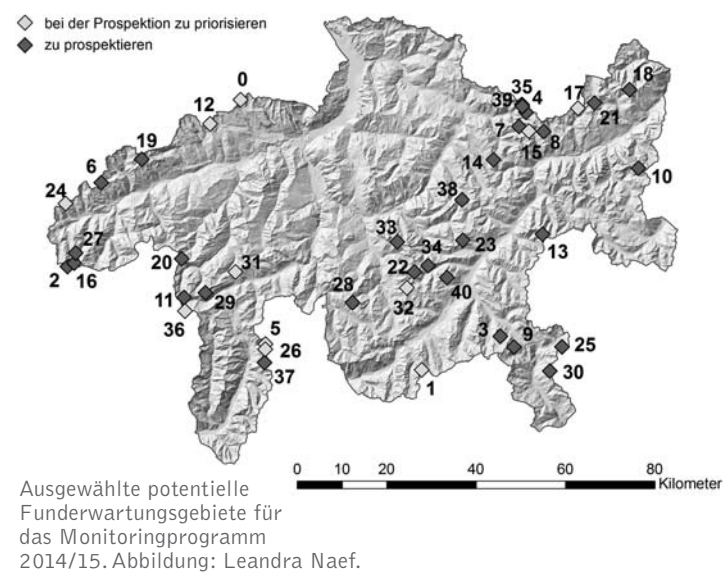
Vorrangiges Ziel des daraus hervorgegangenen Projektes «kAltes Eis» ist die praktische Umsetzung des theoretischen Grundlagenmodells auf den drei Wirkungsebenen Forschung – Praxis – Öffentlichkeit. Während der kommenden zwei Jahre sollen die Fundverdachtsflächen begangen, dokumentiert und überwacht werden, um mögliche archäo(bio)logische Funde aus dem Eis zu sichern. Die Geländearbeiten sind explizit transdisziplinär ausgerichtet und sollen dieses Programm zu einer Modellstudie für den gesamten Alpenraum machen. Die Erkenntnisse der Grundlagenforschung werden zudem in einer Lehrveranstaltung an der Universität in Innsbruck im Frühjahr 2014 und in einem Feldkurs in Zusammenarbeit mit der Universität Bern und Fribourg im August 2014 an Studierende vermittelt. Ab 2016 werden die Grundlagenarbeiten ins reguläre Pflichtenheft der kantonalen Bodendenkmalpflege überführt.

Awareness-Programm

Neben der zeitlich und räumlich begrenzten wissenschaftlichen Geländearbeit stellt ein Awareness-Programm den zweiten wesentlichen Bestandteil des Massnahmenkatalogs zur rechtzeitigen Sicherung klimatisch bedrohter Eisfunde dar. Das Zielpublikum (v. a. Wanderer und Bergsteiger) soll dabei im unmittelbaren alpinen Arbeitsgebiet auf den Klimawandel und seine Folgen sowie die hohe Bedeutung von Objekten aus dem Eis aufmerksam gemacht werden. Da den frisch ausgeschmolzenen, nahezu perfekt erhaltenen organischen Materialien ihr mitunter sehr hohes Alter in der Regel nicht anzusehen ist, ist der Aufklärungs- und Informationsbedarf nach wie vor gross. Mobile Ausstellungsmodule samt Informationsbroschüre und die gezielte Aufklärung von professionell im Gebirge tätigen Personen (Kantonspolizei, Bergführer, Jagdaufseher, Hüttenwarte etc.) sollen dazu beitragen, dass auch vermeintlich unspektakuläre Beobachtungen und/oder von Laien entdeckte oder geborgene Funde an die richtige Stelle weitergeleitet werden. In diesem Zusammenhang wird in den kommenden Monaten durch den Archäologischen Dienst Graubünden auch

der bereits in den frühen 1990er-Jahren geborgene, bisher einzige Fund einer historischen Gletscherleiche aus Graubünden – die «Porchabella» – einer detaillierten Neuauswertung unterzogen. Die Resultate dieser Analysen sowie eine Rekonstruktion der Ausstattung werden in Form eines dieser Ausstellungsmodule im kommenden Sommer nahe dem Fundort der Porchabella, auf der Kesch-Hütte, zu besichtigen sein.

www.kalteseis.com



Rico Franc Valär
Weder Italiener noch Deutsche!
Die rätoromanische Heimatbewegung 1863–1938
 Eine Publikation des Instituts für Kulturforschung Graubünden.
 Verlag hier+jetzt, Baden, 2013.
 Hardcover, 432 Seiten, 70 Abbildungen.
 Verkaufspreis: CHF 59
 ISBN 978-3-03919-274-8

NI TALIANIS, NI TUDAIS-CHS!

Rico Valär | En il 19avel tschientaner vulevan liberals progressists abolir il rumantsch ch'els consideravan sco in obstachel per il svilup dal chantun Grischun e per sia integrazion en la Confederaziun. Sco cuntermoviment ha in circul da redactors, magisters ed intellectuals instradà in moviment per preservar e cultivar il rumantsch, l'uschenunada «renaschientscha rumantscha». Quest moviment aveva la finamira da perscrutar e documentar il rumantsch, da promover la lingua en la pressa ed en scola ed er da svegliar en il pievel ina conscienza linguistica e culturala. Il pli grond success da questas stentas è stada dal 1938 la renconuschientscha dal rumantsch sco lingua naziunala svizra.

In impurtant activist da quest moviment, ch'era quella giada enconuscent en tut la Svizra, è stà Peider Linsel (1863–1943). Ses motto «Ni Talianis, ni Tudaish-chs!», popularisà durant l'emprima guerra mundiala sco devisa dals Rumantschs, è daventà en il rom da la defaisa spiertala da la patria en il tranterguerras ina part integrala dal program patriotic da la Svizra che stueva sa defender cunter la pressiu politica e las ambiziuns territorialas da la Germania nazistica en il nord e da l'Italia faschista en il sid. Partind da la vasta documentaziun en il relasch da Peider Linsel descriva quest cudesch l'istorgia dal moviment rumantsch en in context naziunal ed inter-

naziunal e recapitulescha co ch'il rumantsch è daventà la quarta lingua naziunala svizra.

Ils parlamentaris scuvran las valladas rumantschas

Ina episodica particularmain impressiunanta en quest context – che furma er il punct da partenza per la preschentaziun da l'istorgia dal moviment rumantsch en il cudesch – è il viadi da las cumissiuns parlamentaras ensemen cun il cusseglier federal Philipp Etter tras las valladas rumantschas la stad dal 1937. Quest viadi, numnà suenter da tscherts parlamentaris «in veritabel pelegrinadi», è stà in dals puncts culminants da la vasta acziun da propaganda organisada da l'elita rumantscha ensemen cun organizaziuns culturalas e patrioticas naziunals e cun l'elita politica svizra per infurmar la populaziun svizra davart l'istorgia e la situaziun dal rumantsch. Durant ils onns 1936 e 1937 è vegnidas mobilisada per questa propaganda tant la pressa e las staziuns da radio en tut il pajais sco numerusas persunas prominentas da la politica, cultura e scienza.

Philipp Etter ha visità il Grischun cun las cumissiuns parlamentaras dal Cussegl naziunal (15 commembers sut il presidi da Marcel Krügel NE) e dal Cussegl dals chantuns (7 commembers sut il presidi da Frédéric Martin GE) per la predeli-beraziun davart l'istanza da la regenza grischuna, inoltrada

ils 21 da settember 1935, che pretendeva dal Cussegl federal la renconuschientscha dal rumantsch sco lingua naziunala. La finamira da la Lia Rumantscha che aveva organisà ensemen cun sias organisaziuns affiliadas quest viadi dals parlamentaris sut la batgetta dad Andrea Schorta è stada da dar als parlamentaris ina invista en la cultura e litteratura rumantscha ed ina impressiun viva, patriotica e simpatica da las Rumantschas e dals Rumantschs.

Ils parlamentaris èn rivads a Cuira ils 5 da fanadur 1937 per salidar la regenza grischuna en la Chasa Grischina, per visitar ina exposiziun davart la litteratura rumantscha e per tadar in referat dad Andrea Schorta. La saira hai dà in emprim concert cun chanzuns rumantschas. Il segund di ha il viadi continuà en in tren spezial da la Viafier retica fin a Zuoz, nua ch'ils giasts da Berna èn vegnids beneventads da mattas e dunnas en costum engiadinais cun grusaidas e chanzuns popularas. Suentar han els visità il Museum Engiadinais a San Murezzan e survegni là ina represchentaziun da sauts, chanzuns e costums da l'Engiadina. Cun autos postals èn els viaggiads vinavant fin a Savognin per in concert dal cor viril e per la pernottaziun en l'Hotel da cura a Lai. Il terz di ha in tren spezial manà las cumissiuns en Surselva nua ch'ellas han visità a Trun il ischi ed il Museum Cuort Ligia Grischina e lura la claustra benedictina a Mustér. Igl è evident che quest viadi era vegnì organisà ed er inscenà minuziusamain. Andrea Schorta raquinta per exempel en ina intervista radiofonica dal 1963 ch'el saja stà stupefatg quella giada dal 1937 rivond a Zuoz da vesair tantas inscripziuns rumantschas en tut il vitg. Cur ch'el haja ludà il president communal per quest fatg haja quel respundi che la colur saja anc frestga.



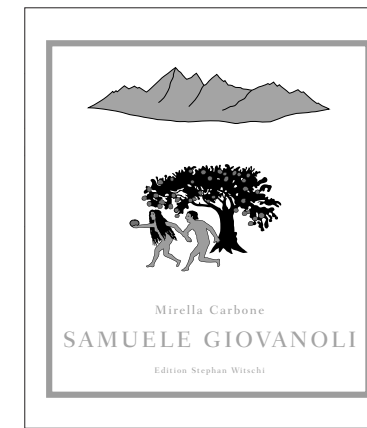
Il president communal da Zuoz beneventa las cumissiuns parlamentaras ch'èn rivadas cun in tren spezial a la staziun da Zuoz, ils 6 da fanadur 1937.

Il cusseglier federal Philipp Etter, il president communal da Zuoz Peter Conradin Planta, sia dunna e diversas dunnas en costum engiadinais davant la Chesa Planta a Zuoz, ils 6 da fanadur 1937.



La renconuschientscha dal rumantsch – in success annunzià

Suentar tut questas impressiuns èn las cumissiuns sa reunidas anc a Mustér per lur sedutas davos portas serradas en las qualas tuttas duas cumissiuns han decidì unanimamain da proponer a lur cussegls da sustegnair la renconuschientscha dal rumantsch sco lingua naziunala. En la sessiun d'enviern dal 1937 han ils commembers da las cumissiuns lura rapportà en rapports euforics ed emoziunals da lur viadi tras il Grischun. En las salas dal Cussegl naziunal e dal Cussegl dals chantuns èn vegnidas recitadas diversas poesias patrioticas rumantschas. La populaziun rumantscha è vegnida descritta sco pitschna, modesta, generusa, ospitaivla e patriotica, sco «popolo eroico», «suisses de coeur» e «suisses dans les traditions». Ils parlamentaris han ludà lur «Liebe zum ererbten Idiom», la «Treue zu ihrer Eigenart» e natiralmain lur «ungeheuer starker Wille zur Freiheit und zur Unabhängigkeit». Tant il Cussegl naziunal sco il Cussegl dals chantuns han sustegnì unanimamain il giavisch dals rumantschs ed annunzià gia divers mais avant la votaziun che la votaziun daventia tshert in grond success. Ed uschè èsi er daventà: Ils 20 da favrer èn ids a vuschar 54% dals umens svizzers cun dretg da vuschar ed els han renconuschì cun ina maioritad impressiunanta da 92% il rumantsch sco quarta lingua naziunala svizra.



Mirella Carbone

Samuele Giovanoli

Herausgegeben vom Institut für Kulturforschung Graubünden und den Drei Freunden Samuele Giovanolis aus Sils.

Edition Stephan Witschi, Zürich, 2013.

Hardcover, 196 Seiten, 140 Abbildungen.

Verkaufspreis: CHF 87

ISBN 978-3-9523619-6-2

SAMUELE GIOVANOLI – «PITTORE DEL PARADISO» TRA VAL BREGAGLIA E VAL FEX

Mirella Carbone | Oggi noto anche oltre i confini regionali come il «pittore del paradiso della val Fex», Samuele Giovanoli proveniva in realtà da una famiglia contadina della Bregaglia. Per carenza di pascoli in valle il padre Gaudenzio era costretto a estivare il bestiame in Engadina Alta, più precisamente nella poco popolata val Fex. Nell'estate del 1888 Gaudenzio portò per la prima volta con sé nell'alpeggio il figlio allora undicenne. Per Samuele fu un amore a prima vista. L'idilliaca val Fex lasciò un'impressione indelebile in lui. Nove anni più tardi, una volta concluso il tirocinio da macellaio, il giovane rilevò dal padre il podere «La Motta» a Fex, dove trascorse il resto della sua vita. Nel 1900 il ventitreenne Samuele sposò Anna Füm di Sils, da cui ebbe otto figli. Alla nascita degli ultimi due, i gemelli Arno e Annigna, la moglie morì. Era il 1911. Gli anni successivi a questa morte improvvisa furono estremamente difficili per il giovane vedovo, sia emotivamente che materialmente, soprattutto durante la prima guerra mondiale. Per nutrire i figli Giovanoli esercitò le più disparate attività, dimostrando inventiva, intraprendenza e un grosso talento pratico. Poco dopo la fine della guerra per esempio comprò dall'arsenale militare cento paia di sci, che riparò, riverniciò e vendette ai turisti di St. Moritz come se fossero nuovi. Negli anni venti la situazione economica della famiglia migliorò: Tra il 1924 e

il 1931 il dinamico contadino e macellaio organizzò un servizio di carrozza a nolo in valle. Ciò gli diede modo di venire a contatto diretto con i villeggianti, che pian piano cominciò a ospitare a pagamento nella sua casa spaziosa. Questi rapporti umani acquistarono sempre maggiore importanza nella vita di Giovanoli, quale antidoto contro la solitudine. Samuele infatti non s'intendeva con le persone nel suo ambiente, sebbene fosse un contadino come la maggior parte di esse. Il suo spirito straordinariamente sveglio e curioso tendeva instancabilmente a guardare al di là dell'angusto orizzonte dell'attività quotidiana, delle preoccupazioni e delle gioie giornaliera. In una sua lettera del 1936 leggiamo:

Non è ciò che uno sa o che crede di sapere che lo rende inquieto, bensì ciò che non sa, ma in qualche modo intuisce.

Probabilmente questa inquietudine spirituale e intellettuale non fu compresa dalla maggior parte dei familiari e vicini, il che allargò la distanza tra lui e gli altri. Uno dei suoi ospiti, l'autrice svizzera Dorette Hanhart, scrisse di lui:

Lo tormentava la sete di conoscere. Si sentiva oppresso dai molti enigmi e non riusciva a comprendere i contadini suoi vicini che non desideravano altro che un magro reddito, il pane quotidiano. Ma ci sono tante altre cose, diceva, per esempio le stelle in cielo e le stranezze degli eventi naturali.



Senza titolo. Olio su compensato. Collezione privata.

Molti villeggianti a «La Motta» ricordano con ammirazione l'intelligenza di Samuele, la vastità del suo orizzonte intellettuale, la sua sete di sapere ed erudizione. Giovanoli, la cui lingua madre era il bregagliotto, sembra aver letto le opere di Nietzsche e dei classici tedeschi Goethe e Schiller in lingua originale. Non è cosa da poco per uno che aveva imparato il tedesco durante il tirocinio da macellaio a Coira.

Con i turisti che soggiornavano da lui comunicava in questo idioma. Con alcuni di loro mantenne per anni un contatto epistolare. Purtroppo solo pochissime di queste lettere si sono conservate, ma bastano a dimostrare che Samuele, sebbene non dominasse del tutto la grammatica e l'ortografia tedesca, era tuttavia in grado di esprimere con efficacia in questa lingua pensieri, stati d'animo e particolari suggestioni della natura. Lui stesso però avvertiva con forza i limiti che gli imponeva il tedesco, sia scritto che parlato, quale strumento di comunicazione. Probabilmente fu il bisogno di un mezzo a lui più consono per esternare il proprio mondo interiore che lo spinse nel 1931, all'età di 54 anni, a fare i primi tentativi in ambito pittorico:

Nessuno mi ha mostrato come si fa con pennello e colori. Mi ci buttai come un osso.

Negli ultimi dieci anni di vita – Giovanoli morì nel 1941 di cancro allo stomaco – l'artista realizzò un'opera, la cui ori-

ginalità gli assicura oggi un posto dignitoso nel gruppo dei pittori *naif* svizzeri del ventesimo secolo.

Il bregagliotto sviluppò tecnica e stile da autodidatta, senza seguire mode o modelli. Non si curò mai di leggi prospettiche, proporzioni o correttezza anatomica, come ogni vero *naif*. Per questo i suoi dipinti sulle prime fanno l'effetto di lavori fanciulleschi piuttosto maldestri; ma l'osservatore più attento non può che restare affascinato dalla loro forza espressiva, in alcuni casi addirittura visionaria. I paesaggi di Giovanoli non vogliono essere riproduzioni mimetiche della natura alpina, ancora meno tentano di idealizzarla, di presentarcela quale puro idillio. Il che non significa che l'elemento idilliaco manchi nei quadri di quest'artista, al contrario. Ma il suo grande amore per il paesaggio engadinese e bregagliotto non lo rese cieco nei confronti del carattere bifronte di questa natura, dei suoi aspetti enigmatici e inquietanti. E infatti nelle opere di Giovanoli non è raro scoprire dettagli, il tronco di un albero morto, nuvole o massi dalle strane forme, forti contrasti cromatici, che incrinano l'armonia apparente della scena, lasciano intuire la presenza di profondità oscure dietro l'apparente luminosità di superficie e ci presentano il paesaggio a noi familiare come una realtà sconosciuta, enigmatica e sconcertante.

Samuele Giovanoli morì senza che il suo talento pittorico fosse stato riconosciuto. Solo nel 2013, nell'ambito di un progetto di ricerca dell'Istituto di ricerca sulla cultura grigione, è stata pubblicata la prima monografia sul «pittore del paradiso», la cui opera arricchisce di un contributo di grande originalità il panorama dell'arte figurativa grigione.



Senza titolo. Olio su legno. Bündner Kunstmuseum, Chur.

PUBLIKATIONEN

Die Commercialstrasse über den Splügenpass

Der Splügen zählt zu den historisch bedeutendsten Passübergängen im Alpenraum. Bereits die Römer begingen ihn. Im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit herrschte auf den Saumwegen ein reger Warenverkehr in beide Richtungen. Von kulturhistorisch grossem Wert ist die 1818–1822 nach den Plänen des italienischen Ingenieurs Carlo Donegani erbaute und vom österreichischen Kaiserreich finanzierte Commercialstrasse.

Insbesondere auf der Nordseite blieb diese Commercialstrasse bis heute über weite Strecken in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten und bietet zahlreiche Sehenswürdigkeiten; auch auf der Südseite sind noch an verschiedenen Stellen Relikte aus der Entstehungszeit sichtbar. Der Kanton Graubünden unternahm in den letzten zwei Jahrzehnten grosse Anstrengungen, die historische Fahrstrasse zu unterhalten und – wo nötig – wieder in Stand zu setzen. Den vorläufig letzten Höhepunkt dieser Bestrebungen bildete die 2011 abgeschlossene Restaurierung der Lawinenschutzgalerie unterhalb der Passhöhe. Sie gab Anlass, die Geschichte der Commercialstrasse und ihrer baulichen Zeugen in einem handlichen Führer darzustellen. Die reich illustrierte Broschüre passt in jeden Rucksack und eignet sich deshalb auch gut als kulturhistorische Zwischenverpflegung für Via Spluga-Wanderer.



Susanna Kraus, Georg Jäger Die Commercialstrasse über den Splügenpass

Herausgegeben vom Institut für Kulturforschung Graubünden. Südostschweiz Buchverlag, Glarus/Chur, 2013. Klappenbroschur, 47 Seiten, 75 Abbildungen. Verkaufspreis: CHF 18. ISBN 978-3-906064-14-7

Lichter blauer Erwartung.

Das poetische Schreiben von Andri Peer im kulturellen Kontext

Andri Peer (1921–1985) war ein bedeutender und äusserst vielseitiger rätoromanischer Schriftsteller. Unter dem Einfluss moderner europäischer Vorbilder entwickelte er eine rätoromanische Lyrik mit grosser Formen- und Themenvielfalt. Auch machte er sich als Kulturvermittler und Feuilletonist einen Namen. Peer bemühte sich um einen überzeugenden, der zeitgenössischen europäischen Dichtung vergleichbaren poetischen Ausdruck wie auch um angemessene Publikationsmöglichkeiten für rätoromanische Literatur in Graubünden und in der übrigen Schweiz. Seine Erneuerung einer Kleinkultur bedeutete eine anspruchsvolle Gratwanderung zwischen der Akzeptanz beim einheimischen Publikum und dem Ziel einer sprachübergreifenden Beachtung. Seit den 1950er-Jahren beeinflusste Peers Tätigkeit das Kulturverständnis der Rätoromania, seine Anliegen haben bis heute nichts an Aktualität eingebüsst.

Die Romanistin Annetta Ganzoni beschäftigt sich seit Jahren intensiv mit dem Werk und dem Nachlass des Engadiner Schriftstellers im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern. Ausgehend von diesem Materialbestand geht sie in «Lichter blauer Erwartung» der Entstehung und Entwicklung von Andri Peers Lyrik während vier Jahrzehnten nach. Anhand seiner Poetik, seiner eigenen Thematisierungen des Schreibprozesses und seiner Reaktion auf die Rezeption seiner Gedichte zeichnet diese Studie einen spannenden Abschnitt aus Graubündens Kulturgeschichte.



Annetta Ganzoni Lichter blauer Erwartung. Das poetische Schreiben von Andri Peer im kulturellen Kontext

Eine Publikation des Instituts für Kulturforschung Graubünden, Reihe cultura alpina, Band 6. Verlag Bündner Monatsblatt, Chur, 2013. Softcover, 316 Seiten, 13 Abbildungen. Verkaufspreis: CHF 38. ISBN 978-3-85637-442-6

Welche Veränderungen haben die Dialekte im Churer Rheintal in den letzten hundert Jahren erfahren? Spricht man rund um Chur nur noch Churerdeutsch, oder haben die Ortsdialekte Teile ihrer eigenen Ausprägungen bewahrt? Diesen und anderen Fragen geht Institutsmitarbeiter Dr. Oscar Eckhardt in einem dreijährigen Forschungsprojekt nach, das vom Schweizerischen Nationalfonds finanziert wird. Nach zwei Jahren liegen nun erste Resultate vor.

WAS IST BLOSS MIT UNSEREN DIALEKTEN LOS?

Oscar Eckhardt | Jugendliche reflektieren die eigene Sprache in der Regel eher nicht. Sprache ist Mittel zum Zweck und wird der kommunikativen Absicht angepasst. Sie wird bei Bedarf und Lust um Trendiges, Provokatives, Modernes oder auch Veraltetes erweitert. Mit zunehmendem Alter setzt bei vielen Menschen aber eine nostalgische Sprachbetrachtung ein. Die Sprache der eigenen Jugend wird zum Massstab, aktuelle Abweichungen dazu empfindet man als Defizit. Sprachwandel wird als Verflachung, als Verlust bisheriger Vielfalt und als Anpassung an den Mainstream angesehen.

Wer sich daran macht, Sprache wissenschaftlich zu erforschen, muss sich der eben dargestellten Problematik gleich in mehrfacher Hinsicht bewusst sein. Eine Publikation zum Sprachwandel im Churer Rheintal löst verschiedene Erwartungen aus. Sie wird die Sprachnostalgiker vermutlich enttäuschen, denn einen Sprachwissenschaftler interessieren die Sprachwandelprozesse und deren Systemhaftigkeit mehr als aussterbende romanische Reliktwörter.

Ausserdem arbeitet der Sprachwissenschaftler auf Ebenen, denen die meisten Sprechenden wenig abgewinnen können, nämlich auf Laut- und Formenebene, und weniger auf derjenigen der lexikalischen Erscheinungen. Und drittens darf eine wissenschaftliche Studie nicht nur nach Defiziten suchen. Sie

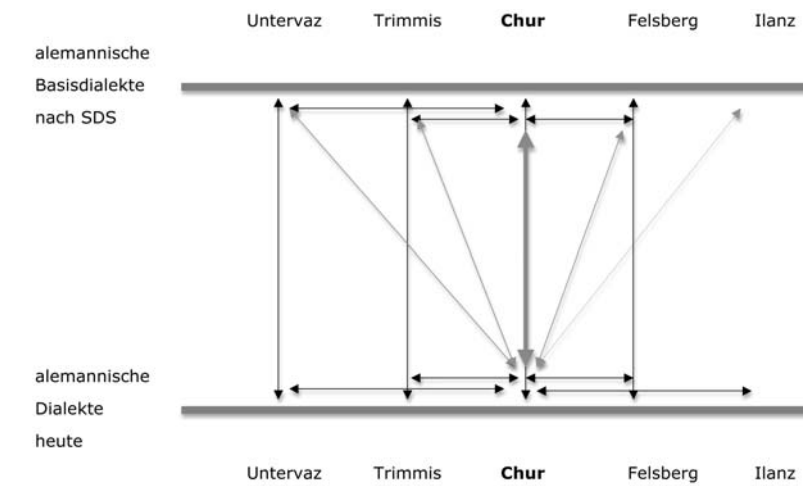
stellt das Funktionieren – und nur am Rande das Versagen – von Sprache dar.

Nach diesen Vorüberlegungen nun aber zum eigentlichen Forschungsprojekt. Ausgangspunkt dazu war die folgende Beobachtung: Wer mit heutigen Jugendlichen aus dem Churer Rheintal* spricht, hat den Eindruck, dass sich deren Dialekte kaum unterscheiden. Aufgrund dieser Beobachtung – oder ist es bloss eine Annahme? – ergibt sich eine Serie von Fragestellungen:

- Wie sprechen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen heute wirklich?
- Hat man früher in den Ortschaften rund um Chur anders gesprochen als in Chur, wesentlich anders?
- Lassen sich Tendenzen ausmachen, in welcher Richtung ein allfälliger Sprachwandel stattgefunden hat?
- Gibt es systemhafte Erscheinungen bei diesem Sprachwandel?
- Lässt sich dieser Sprachwandel messen?

Glücklicherweise verfügt die Schweiz über den so genannten SDS, den Sprachatlas der deutschen Schweiz. Die Datenerhebungen dazu begannen 1939 und waren im Untersuchungsgebiet um 1950 abgeschlossen. Für unser Projekt bot sich an, einige Daten des SDS mit heutigen Daten zu vergleichen. Allein schon die Zeitspanne zwischen SDS und unserem Pro-

* Als «Churer Rheintal» haben wir für unsere Studie die rechtsrheinischen Ortschaften von Fläsch bis Domat/Ems und die linksrheinischen von Untervaz bis Tamins definiert. Ausserdem haben wir noch Maladers, Churwalden, Thusis und Ilanz dazugezählt. Mit dieser Auswahl schliessen wir auch ehemals romanischsprachige Ortschaften, Walsler-Ortschaften mit engem Bezug zu Chur und regionale Zentren mit ein.



jekt entspricht einer Distanz von rund 70 Jahren. Bedenkt man zudem, dass der SDS eher ältere Gewährspersonen berücksichtigte, wir aber mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen gearbeitet haben, können wir von einer sprachlichen Distanz von rund 100 Jahren zwischen den verschiedenen Datenerhebungen ausgehen. Es gibt nicht für alle Gemeinden der Schweiz einen eigenen Eintrag im SDS. Die als romanischsprachig betrachteten Ortschaften Domat/Ems und Ilanz wurden für den SDS nicht erfasst.

Sehr stark vereinfacht dargestellt, sind wir in unserer Studie folgendermassen vorgegangen: Zuerst übertrugen wir für die ausgewählten Ortschaften je rund 120 Datensätze aus dem SDS in eine Datenbank. Anschliessend wurden pro Ortschaft zehn Interviews mit Jugendlichen geführt, die dem SDS vergleichbare Informationen liefern. Diese Daten flossen dann – phonetisch transkribiert – ebenfalls in die Datenbank ein. Diese Informationen erlauben uns nun für jeden Ort, die folgenden Vergleiche vorzunehmen:

- Wie sprach man früher am Ort X, und wie sieht es heute aus?
- Wie sprach man früher in Chur, und wie spricht man heute?
- Welche sprachlichen Unterschiede gab es früher zwischen Ort X und Chur?

– Welche sprachlichen Unterschiede gibt es heute zwischen Ort X und Chur?

Nach rund einjähriger Vorbereitung für die Projekteingabe und zweijähriger Arbeit am Projekt verfügen wir über eine Datenbank mit rund 25 000 Einträgen in phonetischer Schrift, die zu den oben aufgeführten Fragen verbindliche Auskünfte gibt. Ausserdem können wir ermitteln, welche sprachlichen Formen sich im gesamten Untersuchungsraum gegenüber früher haben halten können, welche verdrängt und ersetzt worden sind, und welche sich als neue regionale Norm durchgesetzt haben.

Zwei Beispiele aus unseren Ergebnissen:

Bleischtift, Blaischtift oder Bliischtift?

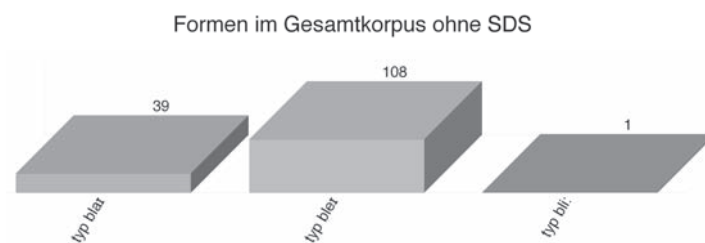
Wie wurde und wie wird der finale Diphthong *-ei* im Untersuchungsgebiet realisiert? Zunächst schauen wir uns an, welche lautlichen Formen der SDS für «Blei» festgehalten hat.

Chur	[blei]	Malans	[blei]
Churwalden	[bli:]	Tamins	[blei]
Felsberg	[blei]	Thusis	[blei]
Fläsch	[blei]	Trimmis	[bli:]
Igis	[blei]	Untervaz	[blei]
Jenins	[blai]		
Maladers	[blei]		

Blei Blai Blii

Der SDS belegt für das Wort «Blei» mehrheitlich den finalen Diphthong [ei] mit Ausnahme von Jenins, das [ai] verwendet. Das walserische Churwalden weist das walserische [i:] auf, während das ebenfalls walserische Maladers bereits das rheintalische [ei] übernommen hat. Trimmis wies früher offenbar einen starken walserischen Einfluss auf und zeigt im SDS ebenfalls [i:].

Und welche Resultate zeigt unsere aktuelle Erhebung?



Die Verteilung der Formen sieht heute in unseren total 148 Datensätzen anders aus. Der immer noch dominanten [ei]-Lautung steht in der Gesamtschau eine Gruppe mit [ai]-Lautungen gegenüber. Die walserischen [i:]-Formen sind bis auf eine einzige Ausnahme verschwunden, d. h. von den rund 20 Informanten in Trimmis und Churwalden hat der grösste Teil die Rheintaler Form übernommen.

Nach Ortschaften aufgegliedert ergibt sich folgendes Bild:

Ort	Blei	Blai	Blii
Chur	9	2	-
Churwalden	8	-	1
Felsberg	11	-	-
Fläsch	8	2	-
Igis	3	-	-
Jenins	1	9	-
Maladers	9	1	-
Tamins	9	1	-
Thusis	9	1	-
Trimmis	9	1	-
Untervaz	12	-	-
Domat/Ems	7	3	-
Ilanz	0	11	-

Man kann erkennen, dass Jenins die bisherige *ai*-Lautung beibehalten hat. Das ehemals romanischsprachige Ilanz hat – wohl durch die Standardsprache beeinflusst – ebenfalls eine *ai*-Variante in den Ortsdialekt aufgenommen.

Ziehen wir für die Betrachtung der Resultate noch weitere Daten aus unserer Datenbank bei, nämlich jene von *schneia*,

schnaia, *schniia* und *drei*, *drai*, *drii*, *drüü*, so ergibt sich für das Churer Rheintal ganz deutlich das folgende Bild: Der im SDS dominierende *ei*-Diphthong hat sich als typisches Merkmal der churrheinischen Sprache erhalten und sich auch in der romanischen Ortschaft Domat/Ems etabliert. Daneben gibt es aber eine relativ starke Präsenz des *ai*-Diphthongs, traditionellerweise in Jenins und neu in Ilanz. Die walserischen Formen mit Beibehaltung des mittelhochdeutschen *i* taucht einmal noch in Churwalden auf, aber nicht mehr in Trimmis. Es hat also in der Sprachlandschaft des Untersuchungsgebietes eine Vereinheitlichung in dem Sinne stattgefunden, dass der Diphthong quasi obligatorisch geworden ist. Die [ai]-Lautung wird durch die standardsprachliche Form gestützt und ist wohl als Beeinflussung durch die Standardsprache zu verstehen.

Dieses Beispiel aus unserer Studie nimmt vorweg, was sich an vielen Beispielen belegen lässt: Es hat sich tatsächlich eine Art regionale Norm entwickelt, die heute für das ganze Churer Rheintal gilt. Diese neue regionale Norm kann, muss aber nicht mit den Formen des Churerdialekts übereinstimmen. Oft weist die regionale Norm eine Variante auf, die vielleicht auf künftige Sprachwandelerscheinungen hinweist. Es wäre spannend zu prüfen, ob sich in 20 Jahren der *ai*-Anteil beim Diphthong



Foto: Karin Fuchs.

vermehrt, und ob Jenins und Ilanz nicht auch einige *ei*-Lautungen aufgenommen haben werden.

«Fensterläden»

Zur Illustration der Arbeitsweise im Projekt noch ein Beispiel aus dem Bereich der Lexik. Die rund 160 Informanten wurden danach befragt, wie sie die Objekte neben den Fenstern benennen. Nach Möglichkeit setzten wir bei der Befragung Bilder ein, um die Probanden nicht durch sprachliche Vorgaben zu beeinflussen.

Der SDS kennt für «Fensterläden» im Untersuchungsgebiet nur die Form *Pälgga* mit der Variante *Bälcha* in Felsberg.

In unseren Datensätzen konstatieren wir, dass der Typ *Pälgga/Palggä* etc. inkl. Komposita *Fenschterpälgga* mit 75 Nennungen immer noch am häufigsten vertreten ist. Daneben hat neu aber der Typ *Läda/Fenschterläda* Einzug gehalten und liegt mit 70 Nennungen beinahe gleich auf. In diesem Beispiel begegnen wir zwei weiteren spannenden Phänomenen:

1. Wir haben die Tendenz beobachtet, dass viele einfache Nomen neu zu Komposita geworden sind. Statt *Pälgga* heisst es neu *Fenschterpälgga*, statt *Läda Fenschterläda*. Es scheint fast so, als ob die jüngere Bevölkerung beim Sprechen das Bedürfnis habe, gewisse inhaltliche Informationen

Formen im Gesamtkorpus ohne SDS

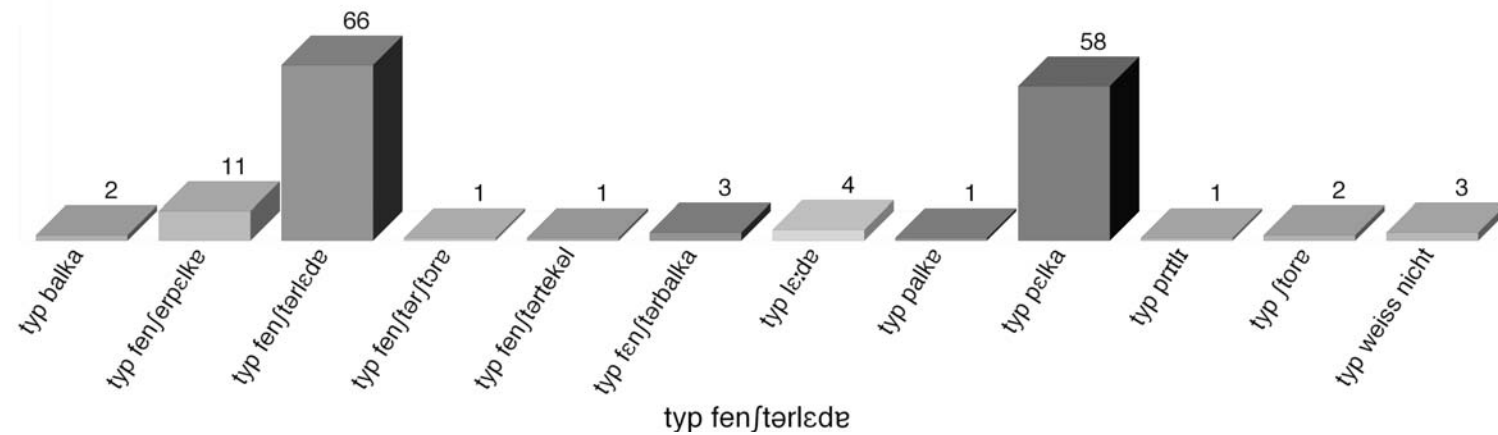


Foto: Karin Fuchs.

ELVIRA GLASER – DEM SPRACHWANDEL AUF DER SPUR

zu verdeutlichen. Bei *Pälgga* hängt dieses Bedürfnis wohl damit zusammen, dass «man» dem altmodischen Wort nicht mehr ganz zutraut, dass es verstanden würde, weshalb man es mit einem Zusatz verdeutlicht. Vielleicht kann die Lautung *Fenschterpälgga* aber auch schon als Transitionsform zum standardsprachlich beeinflussten *Fenschterlääda* angesehen werden.

- Einige unserer Gewährspersonen konnten die «Fensterläden» gar nicht bezeichnen oder bezeichneten sie zunächst als *Schtorä*. Erst beim Nachfragen erkannten sie den Unterschied zwischen «Fensterläden» und «Storen».

Dieses Phänomen ist uns gleich bei mehreren Nomen aufgefallen, und insbesondere die Differenzierung *Schträäl*, *Bürschta*, *Khamm* scheint heutigen Jugendlichen alles andere als eindeutig zu sein. Neue aussersprachliche Gegebenheiten führen dazu, dass die bedeutungsmässigen Verweise von der Sprache zu den Objekten nicht mehr eindeutig sind.

Im letzten Jahr des Forschungsprojektes versuchen wir vor allem, mit einer neuen Methode die Distanzberechnungen zwischen den *Ortschaften früher/jetzt* und *Chur früher/jetzt* zu erstellen und diese sinnvoll zu interpretieren. Ausserdem sind

einige soziolinguistische Daten auszuwerten und in die Überlegungen mit einzubeziehen. Das Projekt läuft noch bis 2014, so dass im Jahr 2015 mit einer Publikation der Studie gerechnet werden kann.

Karin Fuchs, Redaktorin «Mitteilungen»: **Frau Glaser, Sie sind seit 2008 Mitglied im Forschungsrat des Instituts. Welches sind Ihre Motivationen für ein Engagement für unser Institut?**

Ein wichtiger Grund für meine Zusage war, dass ich mich Graubünden immer verbunden gefühlt habe, aus einer touristischen Perspektive, aber auch weil mich die Mehrsprachigkeit des Kantons und damit der Spezialfall in der Schweiz immer fasziniert hat. Dann spricht mich die Sorge um die Kultur und um die Forschung an, die es in dieser Form in anderen Kantonen nicht gibt. Zudem kannte ich das Institut aufgrund meiner Tätigkeit im Forschungsrat des Nationalfonds, weil ich in diesem Gremium das Projekt über die Dreisprachigkeit in Graubünden kennengelernt habe. Da ich wusste, dass ich aus dem Forschungsrat des Nationalfonds austreten würde, entschied ich mich für das Engagement in Graubünden. Die Arbeit für den Nationalfonds war gegen Ende sehr zeitintensiv, hat mir aber viel Spass gemacht. Daher war ich gerne bereit, meine Tätigkeit als Forschungsrätin in einem etwas kleineren Rahmen für einen Kanton fortzusetzen, dessen historisch-kultureller Hintergrund mir sehr nahe liegt. Ich denke, dass auch meine Kenntnis der Forschungslandschaft eine gute Voraussetzung für eine Arbeit im Forschungsrat des Instituts ist.

Der Forschungsrat ist das Gremium, der die wissenschaftliche Qualität unserer Projekte sicherstellt und überprüft. Wie funktioniert das genau? Oder: Welches sind Ihre Aufgaben?

Am Anfang hatte ich nicht ganz durchschaut, welches die Akteure in der Institution sind und welche Funktion der Forschungsrat gegenüber dem Verein und dem Institut hat. Die Aufgaben sind etwas weniger genau geregelt, als dies beim Nationalfonds der Fall war. Ein Grund dafür ist, dass, anders als beim Nationalfonds, der Forschungsrat nicht als alleiniges Gremium über die Projekte entscheidet. Dort hat man ein Projekt genehmigt oder nicht, Punkt. Hier hingegen braucht es zusätzlich die Zustimmung des Stiftungsrats. Ausserdem haben wir meist Kooperationen. Das heisst, wir müssen neben dem wissenschaftlichen Interesse auch andere Kriterien mitberücksichtigen.

Der Einreichungsprozess ist weniger standardisiert, Projekte können im Forschungsrat vordiskutiert werden. Oft wird erst nach einem positiven Vorentscheid ein definitiver Antrag gestellt. Umso mehr hängt es davon ab, wie gut man die Materie kennt und einschätzen kann, ob ein Projekt zusätzlich vom Nationalfonds gefördert werden kann.

Können Sie denn auch Ideen in den Forschungsrat einbringen?

Ich denke ja. Ich habe es konkret noch nicht verfolgt, da ich im Projekt von Oscar Eckhardt (siehe S.28) nur beratend mitwirke. Damals, als ich im Forschungsrat angefangen hatte, war die Sprach- und Literaturwissenschaft eine Zeitlang verwaist. Im Fall des Dreisprachigkeitsprojekts habe ich in den Nationalfonds-Gremien gesehen, dass ein Projekt, das ein Institut als Antragsteller hat, nicht so ganz in die Regeln des Nationalfonds passt. Von daher kann ich sicher meine Erfahrung in den Abläufen dieser Institution einbringen, weil ich die Dinge sozusagen von der anderen Seite her gesehen habe.

Im Moment läuft an der Universität Zürich der Universitäre Forschungsschwerpunkt «Sprache und Raum». Da gibt es eine Phonetikerin, die Anpassungsphänomene von Dialekten untersuchen möchte. Sie hat die Idee, dass sie diese Untersuchung irgendwie mit Graubünden und Zürich durchführen könnte... Ich könnte mir also eine Kooperation gut vorstellen.

Sie sind seit 1995 ordentliche Professorin am Deutschen Seminar der Universität Zürich. Welches sind Ihre Forschungsinteressen?

Ich interessiere mich für vieles, habe aber zwei grosse Standbeine in der germanistischen Sprachwissenschaft. Das eine ist die Sprachgeschichte, und das andere ist die Dialektologie. Aus verschiedenen Gründen kommt beides für mich immer wieder zusammen, unter anderem aus dem einfachen Grund, dass Dialektales oft sprachgeschichtliche Dinge tradiert, die nicht in die Schriftsprache eingegangen sind. Es offenbart sich sozusagen ein Seitenweg der Sprachgeschichte in den Dialekten. Von daher stehen die zwei Bereiche in unmittelbarer Beziehung zueinander.

Der zweite Punkt ist der, dass ich mich stets weniger für Einheitssprache, Standardsprache oder Schriftsprache interessiert habe, es sei denn für deren Herausbildung, worüber ich auch Vorlesungen anbiete.

Ich interessiere mich also vor allem für Veränderungen und Variabilität von Sprachen. Das verbindet die Sprachgeschichte mit der Dialektologie. Darüber hinaus bin ich allgemein sprachwissenschaftlich interessiert; ich habe zuerst Russisch studiert. Auf diesem Hintergrund interessiere ich mich für alles, was mit Kontakt von Sprachen zu tun hat, und gerade deshalb gefällt mir Graubünden besonders gut.

In welche Forschungsprojekte sind Sie aktuell gerade involviert?

Das eine Projekt ist der Syntaktische Atlas der Deutschen Schweiz, den wir im Jahr 2000 angefangen haben, und von dem wir hoffen, dass wir es im Laufe des Jahres abschliessen können. Es ist ein grosses Projekt zu syntaktischen Strukturen und ihrer Verteilung über die gesamte Deutschschweiz. Für diese Untersuchung haben wir Ortspunkte ausgewählt, die traditionell deutschsprachig sind. Nun gibt es ja in Graubünden, um wieder darauf zurückzukommen, eine ganze Reihe von Ortschaften, die mittlerweile völlig deutschsprachig sind. Im alten Sprachatlas, der die Aufnahmen aus den 30er bis 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts auswertet, sind sie nicht aufgenommen, da in diesen Ortschaften damals zumindest noch gemischt Romanisch und Deutsch gesprochen wurde. Die sind auch im neuen Atlas nicht drin. Das wäre ein nächster Forschungsschritt, den wir aufgrund der aktuellen Sprachsituation machen müssten.

Mittelfristig planen wir, ein online abfragbares Korpus der schweizerischen Dialekte herzustellen, vor allem in Zusammenarbeit mit dem Phonogrammarchiv. Dabei möchten wir uns nicht nur auf das Schweizerdeutsch konzentrieren, sondern es sollten die Dialekte aller schweizerischen Landessprachen abfragbar sein. Sonst habe ich mehrere kleinere Projekte am Laufen.

Zur Dialektologie als Erstes eine etwas provokative Frage: Ist die Dialektologie ein verstaubtes linguistisches Forschungsgebiet?

Da würde ich dezidiert sagen: Nein! Einer meiner Kollegen, Prof. em. Walter Haas aus Fribourg, hat letzthin festgestellt, dass die Dialektologie die einzige wirkliche und schon immer empirische Linguistik ist. Zu ähnlichen Schlüssen sind schon die amerikanischen Linguisten gekommen, die in den 1940er und 50er-Jahren die schweizerischen Verhältnisse erforscht haben. Dialektologie, wie ich sie verstehe, ist nicht eine Konservierung von alten Bräuchen, sondern das Studium der gesprochenen Sprache der Mehrheit der schweizerischen Sprechenden. Sie konfrontiert einen mit den Grundfragen der Linguistik: Was ist eigentlich das Wesen der Sprache? Ist das Einheitlichkeit, wie man sie von der Schriftsprache kennt, oder muss man nicht viel eher in die Dialekte schauen? Ist es nicht eher die Uneinheitlichkeit, das heisst die Tatsache, dass jeder und jede Sprechende ein klein bisschen anders spricht, mit der man sich auseinander setzen muss? Wenn man wirklich wissen will, wie Sprache funktioniert, bringt die Beschäftigung mit den Dialekten bessere Erkenntnisse, als wenn man die Schriftsprache erforscht.

Die moderne Linguistik hat sich mehr oder weniger unbewusst anhand von Schriftsprache ausgebildet. Dies ist vom Wesen her

Elvira Glaser, 1954 in Edesheim (Pfalz) geboren, studierte an den Universitäten München und Konstanz Slavische Philologie, Germanistik, Albanologie und Geschichte. An der Universität Augsburg untersuchte sie in ihrer Dissertation den Schreibsprachwandel anhand verschiedener Handschriften des Augsburger Stadtbuchs. Nach der Promotion war sie als Akademische Rätin für Deutsche Sprachwissenschaft und Ältere deutsche Literatur an der Universität Bamberg und als «Professore a contratto» für «Filologia Germanica» an der Università degli studi della Calabria in Cosenza tätig. Ihre Habilitation verfasste sie 1991 zum Thema «Frühe Griffelglossierung aus Freising. Ein Beitrag zu den Anfängen althochdeutscher Schriftlichkeit», wofür sie den Habilitationspreis der Universität Bamberg erhielt. Nach Anstellungen als Professorin an den Universitäten Regensburg und Augsburg wurde sie 1995 als ordentliche Professorin für Germanische Philologie an die Universität Zürich berufen. Sie ist in verschiedenen Organisationen und Kommissionen im In- und Ausland tätig.

Elvira Glaser ist Verfasserin zahlreicher Publikationen, u. a. des Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz, der 2013 im Verlag Huber in der 5. Auflage erschien. Die ausführliche Publikationsliste findet sich unter der Adresse: <http://www.ds.uzh.ch/Institut/Mitarbeitende/index.php?detail=47%20&get=pb>

immer verbunden mit einer gewissen Einheitlichkeit in der Sprache. Inzwischen weiss man, dass auch die Schriftsprachen ihre Variation haben. Es hat aber lange gedauert, bis man begriffen hat, dass wir ein falsches Bild vom Wesen der Sprachen hatten. Wir hatten lange nicht gesehen, dass auch Schriftsprachen nicht lange einheitlich bleiben können. In dem Moment, in dem sie im Mund der Sprecher sind – schwupp – sind sie wieder uneinheitlich. Es ist dies eine junge Strömung in der synchronen Sprachwissenschaft, mit der ich mich sehr gut verständigen kann. Man hat sich eine Zeitlang stark auf die Strukturen in den Standardsprachen konzentriert und die Dialektologie ist dadurch etwas in die verstaubte Ecke geraten. Ihr Potenzial wurde verkannt. Nicht von allen: Einer der amerikanischen Professoren, die sich für die Schweiz begeisterten, William Moulton, hat die Dialektologie als Laboratorium der Linguistik bezeichnet, weil in den Dialekten so viel Variation beobachtbar ist.

Lassen sich denn junge Studierende für das Forschungsgebiet begeistern?

Also, ich sage es mal so: Weniger als ich es mir wünschen würde! Das liegt vielleicht daran, dass die Studierenden, die in der Schweiz Germanistik studieren, ein Interesse an der Schriftsprache haben. Deren Aufmerksamkeit wieder auf die Dialek-

VERANSTALTUNGEN 2014



Foto: Karin Fuchs.

tologie und auf die Beschäftigung mit dem eigenen Dialekt zurückzubringen, braucht einen gewissen Umweg. Es fällt mir auf, dass das Interesse an der Dialektologie an den Universitäten in Deutschland, an denen ich gelehrt habe, teilweise grösser war als hier. Vielleicht weil es da etwas Exotisches und deshalb Spannendes war. Allerdings gibt es an einer so grossen Universität wie Zürich immer eine genügend grosse Gruppe von Studierenden, die sich mit der Dialektologie auseinandersetzt.

Sie sind ja aus Deutschland in die Schweiz gekommen und erforschen unter anderem schweizerdeutsche Dialekte. Ist es von Vorteil oder eher ein Nachteil, Dialekte zu erforschen, die man selbst nicht spricht?

Die Frage wurde mir schon öfter gestellt. Ich denke, es ist sicher kein Nachteil, in dem Sinne, dass sich jede Person mit allen Sprachen beschäftigen kann. Der Vorteil ist vielleicht, dass ich den Blick der Lernenden und den Blick von aussen habe, so dass ich Vergleiche anstellen kann und auf Dinge stosse, auf die Sprechende selber gar nicht kommen. Das Sensorium für die Unterschiede in der Sprache ist bei einer Lernenden wahrscheinlich grösser.

Zum Schluss: Hat Graubünden einen speziellen Stellenwert für die schweizerische Dialektologie?

Ja, es ist speziell aufgrund des Sprachenwechsels, den es in dieser Ausprägung in der sonstigen Deutschschweiz nicht gibt: Es gibt ja Dialektgebiete, die traditionell nicht deutschsprachig sind, in denen aber heute ein deutscher Dialekt gesprochen wird. Daran könnte man untersuchen, wie ein neuer Dialekt entsteht, zum Beispiel in Domat/Ems. Ich denke auch an das Verschwinden der Walserdialekte. Deshalb gibt es viele Forschungsfragen, die in Graubünden speziell interessant gestellt werden können. Das sind sehr theoretische Fragestellungen, die auf internationaler Ebene diskutiert werden. Beispielsweise liegen in Graubünden die Daten für die Frage nach dem Funktionieren von Dialektmischungen quasi vor der Haustüre.

Ich habe immer gesagt, die Schweiz sei für mich als Sprachwissenschaftlerin ein Glücksfall gewesen, aber Graubünden ist noch einmal besser!

Freitag, 28. Februar, 21.15 Uhr, Sils/Segl, Hotel Waldhaus

Weder Italiener noch Deutsche! – Die rätoromanische Heimatbewegung 1863–1938

Vortrag von Dr. Rico Franc Valär

Fortschrittsgläubige Liberale wollten im 19. Jahrhundert das Rätoromanische in Graubünden ausrotten, das ihnen ein Hindernis für den Anschluss des Kantons an die moderne Welt schien. Als Gegenbewegung dazu entstand in einem Kreis von Redaktoren, Lehrern und Intellektuellen eine rätoromanische Spracherhaltungsbewegung, bekannt als «rätoromanische Renaissance». Ein damals in der ganzen Schweiz bekannter und vernetzter Vorkämpfer dieser Bewegung war Peider Lansel (1863–1943). Ausgehend von seinem Nachlass stellt Rico Valär die rätoromanische Sprach- und Heimatbewegung in einen nationalen und internationalen Kontext und zeigt den Weg des Rätoromanischen zur vierten Landessprache der Schweiz.

Donnerstag, 6. März, 17.00 Uhr, Sils/Segl, Chesa Fonio

Populäres Erzählen

Wissenschaftsapéro

Im Zeitalter der Romantik wandten sich zahlreiche Gelehrte der sogenannten Volksliteratur zu und publizierten umfangreiche Sagen- und Märchensammlungen. Daneben blieb die mündliche Tradierung weiterhin bestehen, beispielsweise in Witzten, Redensarten oder Alltagsanekdoten. Die Diskussionsveranstaltung beleuchtet die diversen Formen des populären Erzählens in ihrer historischen Entwicklung und gegenwärtigen Bedeutung. Mit Dr. Ursula Brunold-Bigler, Dr. Brigitte Frizzoni, Doris Portner, Prof. Dr. Ingrid Tomkowiak. Moderation: Anna Ratti.

Dienstag, 11. März, 18.00 Uhr, Chur, Kantonsbibliothek

Poetessa Silvia Andrea

Buchvernissage der vierbändigen «Edition Silvia Andrea»

Unter dem Pseudonym Silvia Andrea war die Bündner Schriftstellerin Johanna Garbald-Gredig (1840-1935) weit über die Grenzen ihres Heimatkantons hinaus bekannt. Ihre historischen Romane und Prosatexte zu verschiedenen Epochen der Bündner Geschichte erfreuten sich grosser Beliebtheit. Aber auch ihre kleinen und feinen Erzählungen fanden grossen Anklang. Die Kulturwissenschaftlerin Dr. Cordula Seger hat sich in einem Projekt des Instituts eingehend mit der Genese des Romans «Faustine» befasst. Es gelingt ihr, die intellektuelle Biografie der Autorin nachzuzeichnen und ihr literarisches Werk im zeitgenössischen Kontext zu erklären.

Sanda, 22 mars, a las 17.00, Schlarigna, Chasin Manella

Poesia e prosa dad Andri Peer ed il turissem d'inviern in Engiadina

Referat da dr. Annetta Ganzoni

Düraunt quatter decennis es Andri Peer (1921 – 1985) sto ün poet productiv ed ho lavuro eir scu publicist per differentas giasettas e revistas. El ho do expressiun in differentes möds a sia fascinaziun per l'Engiadina, ed eir per ils lös da cura mundauns. Uschè as cruschon poesias, raquints, satiras ed essays turistics our da sia penna e daun ün'interessant'invista taunt a la produciun dals texts scu al svilup turistic da sieu temp.

Organisatur: Societad per la perscrutaziun da la cultura grischuna/KUBUS ed Uniun dals Grischs.

Samstag, 22. März, 16.30 Uhr, Zortzen, Gemeindegemeinschaft

Samstag, 12. April, 17.00 Uhr, Ilanz/Glion, Aula Schulhaus

Abschied, Heimweh, Rückkehr – Auf den Spuren der Bündner Schwabekinder

Referat, Buchpräsentation und Kinderkonzert

Die Historikerin Dr. Loretta Seglias präsentiert in einem kurzen Referat den aktuellen Forschungsstand zu den Schwabengängern aus Graubünden. Der österreichische Schriftsteller Elmar Bereuter stellt seinen soeben erschienenen Kulturwanderführer «Schwabekinder-Wege Schweiz – Liechtenstein» vor. Für die musikalische Umrahmung sorgt jeweils ein Kinderkonzert.

Eine Veranstaltung des Netzwerks Schwabekindermuseen Graubünden und des Vereins für Kulturforschung Graubünden.

Samstag, 17. Mai, Chur

Hochhaus und Traktor – Siedlungsentwicklung in Graubünden in den 1960er und 1970er-Jahren

Buchvernissage mit der Autorin Dr. Carmelia Maissen

Die ersten Nachkriegsjahrzehnte brachten Graubünden einen rasanten Wandel in der Siedlungsentwicklung. Anreiz und Provokation zugleich war vor allem das Hochhaus auf dem einstigen Ackerfeld, umgeben von hohen Bergen. Carmelia Maissen blickt in ihrem Buch unvoreingenommen auf oft verschriene Phänomene wie die Investorenarchitektur und erklärt sie im Kontext jener Zeit, die von Wirtschaftswachstum, Modernisierung und Urbanisierung geprägt war.

Donnerstag, 29. Mai bis Sonntag, 1. Juni, Salecina und Maloja
Immigrati in terra d'emigranti – Einwanderer im Auswanderungsland

Historische Tagung mit Rahmenprogramm

Die Bündner Geschichts- und Kulturforschung hat sich – im Gegensatz zur Auswanderung – erst ansatzweise mit Fragen der Einwanderung und Integration beschäftigt. Das Institut und das Bildungszentrum Salecina nehmen dies zum Anlass, eine zweisprachige öffentliche Tagung zur Geschichte der Migration im 20. Jahrhundert zu veranstalten. Neben den Vorträgen ist ein umfangreiches Rahmenprogramm mit Podiumsgesprächen, einem Filmprogramm, einer belletristischen Lesung, sowie einer Fotoausstellung vorgesehen.

Mittwoch, 11. Juni, 18.00 Uhr, Chur, Cafébar des Theaters Chur

St. Moritz – Stadt im Dorf

Buchvernissage mit den Autoren Dr. Cordula Seger und dipl. Arch. ETH Christoph Sauter

Wie kein anderer Ort im alpinen Raum steht St. Moritz für die Industrialisierung der Berge durch touristische Erschliessung zwischen Banalität und Originalität, Aura und Exzess. Das chaotisch anmutende Erscheinungsbild verlangt nach einer neuen städtebaulichen Strategie. Cordula Seger und Christoph Sauter präsentieren mittels Karte, Schwarzplan, Schnitt, Fotografie und Text eine Vision, die vom Ort lernt und aus den spezifischen Aspekten allgemeine Erkenntnis gewinnt.

Freitag, 13. Juni, Lenzerheide, Hotel Kurhaus

Jahresversammlung

18.00 Uhr Jahresversammlung des Vereins für Kulturforschung

Graubünden

Rahmenprogramm um 17.00 Uhr: Referat von Dr. Carmelia Maissen zur Bündner Siedlungsgeschichte und Baukultur der Nachkriegszeit am Beispiel der Lenzerheide

Donnerstag, 21. August, 21.15 Uhr, Sils/Segl, Hotel Waldhaus

Poetessa Silvia Andrea

Vortrag von Dr. Cordula Seger, Dr. Maya Widmer und Dr. Christine Holliger

Freitag, 22. August, ganztags, Soglio

Auf den Spuren von Silvia Andrea und Andrea Garbald

Kulturwanderung Soglio – Castasegna - Piuro

Mit Dr. Mirella Carbone, Joachim Jung und Dr. Cordula Seger

Donnerstag, 24. Juli, 17.00 Uhr, Sils/Segl, Chesa Fonio

Archäologie in den Alpen

Wissenschaftsapéro

Diskussion mit Geologin Dr. Katharina von Salis, Kantonsarchäologe

Dr. Thomas Reitmaier und Archäologin Monika Oberhänsli

Samstag, 30. August, ganztags

Exkursion des Vereins für Kulturforschung Graubünden nach St. Moritz

Den aktualisierten Veranstaltungskalender finden Sie unter

www.kulturforschung.ch

Impressum

Verein für Kulturforschung Graubünden

Institut für Kulturforschung Graubünden

Reichsgasse 10

CH-7000 Chur

Telefon 081 252 70 39

info@kulturforschung.ch

www.kulturforschung.ch

Geschäftsführung Verein/Leiter Institut: Dr. Marius Risi

Sekretariat: Magdalena Decurtins-Stecher

Präsident Verein/Stiftung: Dr. Christian Rathgeb

Redaktion «Mitteilungen»: Dr. Karin Fuchs

Grafik und Layout: Peter Vetsch, Chur

Lithografie: Printeria, Pignia

Druck: Druckerei Casutt AG, Chur

WWW.KULTURFORSCHUNG.CH